

bulletin 1

Das Magazin der Credit Suisse Financial Services



Brücken

verbinden Menschen

Anlagen Nachhaltigkeit bringt Gewinne | **Lateinamerika** Stabil trotz Tango-Krise |
Sponsoring Cyberhelvetia: Zu Besuch in der Zukunft der Schweiz



Zürich: Gut Juwelier Bahnhofstrasse 61 Tel 01-221 01 44
 Weinbeck Grossmünsterplatz 8 Tel 01-261 74 27
 Basel: Chronometrie ERBE Freie Strasse 15 Tel 061-261 54 72
 Genève: Mouawad Bijouterie NOGA HILTON Tel 022-716 32 62
 Lausanne: Junod SA St. Francois 8 Tel 021-312 83 66
 Bern: Uhrsachen Kramgasse 19 Tel 031-318 01 18

LIMITED EDITION SWISS MECHANICAL WATCHES
 DESIGNED BY MARC NEWSON



www.ikepod.com

Schwerpunkt: «Brücken»



Wenn Brücken den Weg weisen

Ich bin ein «Bröggler». Anders als Kennedys Bekenntnis zu Berlin ist das für die grosse Welt völlig belanglos. Für meine kleine Welt war und ist es wichtig. Denn «Bröggler» sind Bewohner des St. Galler Vorstadtquartiers Bruggen. Das Quartier hat seinen Namen nicht von ungefähr. Hier überspannen auf engstem Raum mehr als ein Dutzend Brücken das zerklüftete Sittertobel. Die Sammlung umfasst praktisch alle Facetten der Brückenbaukunst und gilt als historisch wertvoll. Uns Kindern war das egal. Und doch haben die Brücken von Bruggen uns geprägt.

Unvergessen bleibt der Tag, als ein Waghalsiger unvermittelt das 50 Meter hohe Stahlgerüst der Haggen-Brücke hochkletterte – Kitzel der Höhe, aber auch Sog der Tiefe. Auf der Fürstenlandbrücke erschwert ein vorgehängtes Stahlnetz den Sprung in den Tod. Immer wieder galt es, sich im dichten Sittertobelwald neu zu orientieren und für den Weg über die eine oder andere Brücke zu entscheiden –

Brücken stellen Weichen. Die stählerne Fachwerkbrücke nach Stein darf von marschierenden Soldaten nicht im Gleichschritt überquert werden. Ansonsten beginnt sie bedrohlich zu wanken – Brücken sind zerbrechlich.

In Bruggen gibts auch Grenzbrücken. Sie verbinden den Kanton St. Gallen mit Appenzell Auser rhoden – erste Erfahrungen mit dem abstrakten Grenzbegriff. Die Welt jenseits der Brücke sieht auf den ersten Blick zwar recht ähnlich aus. Und doch sprechen die Leute eine etwas andere Sprache, und es scheint in jedem zweiten Haus ein Zahnarzt oder ein Naturheilpraktiker zu wohnen.

Brücken schaffen Verbindungen, wo die Natur uns Grenzen setzt. Dabei verläuft die Bewegung aber immer in beide Richtungen. Das macht Angst. Doch erweitert es unseren Horizont – politisch, kulturell und wirtschaftlich. Es braucht Mut, die Brücken für das ankommende Fremde offen zu halten – ob in Bruggen oder sonstwo auf der Welt.

Daniel Huber, Chefredaktor Bulletin

Holen Sie sich Ihr persönliches
Logo-Clip: Einfach bis
31. März 2002 Club Nokia
Mitglied werden und
Ihr neues Nokia 6310 unter
www.club.nokia.ch registrieren.

NOKIA
6310

Die ganze Welt. Gleich nebenan.

Schnurlos verbunden mit
Internet-Diensten auf
der ganzen Welt*. Direkt
über **GPRS**. Schnurlos
verbunden mit einem
kompatiblen PC in bis zu
zehn Metern Entfernung.

Bequem mit
Bluetooth. Senden
Sie von Ihrem Laptop
aus E-Mails, während Ihr
Nokia 6310 in Ihrer
Jackentasche im Zimmer
nebenan steckt. Das
Nokia 6310. Verbindungen
nach nebenan – und
Verbindungen in die ganze
Welt.

* Das Nokia 6310 ist EGSM 900
und GSM 1800 tauglich.

NOKIA
CONNECTING PEOPLE

SCHWERPUNKT: «BRÜCKEN»

- 6 **Beruf und Berufung** | Menschen verbinden, Tag für Tag
- 16 **Ästhetik im Brückenbau** | Interview mit Christian Menn
- 20 **Bernina** | Eine Brückenbilderreise ins Veltlin
- 26 **Wunschbild** | Ein Kundenberater nach Mass
- 28 **Rösti** | In Freiburg Brücke statt Graben gefunden

AKTUELL

- 30 **Euro** | Das Konto für das neue Geld
- Esprit** | Motivationsforum für Manager
- Erreichbar** | Sonderservice in Singapur
- Einfach** | Massgeschneiderte Vorsorge für Firmen
- 31 **@propos** | Songhai, Schreibmaschinen, Surftouren
- 32 **Sorgenbarometer** | Interview mit Liliane Maury Pasquier
- 36 **Ökoring** | Wer für die Zukunft schaut, fährt besser
- 39 **Reaktionen** | Lesermeinungen zum Thema Reichtum
- 39 **Mindestlöhne** | Die Bulletin-Umfrage in den Medien
- 40 **Kritisch durchleuchtet** | Banken im Zweiten Weltkrieg

ECONOMICS & FINANCE

- 44 **Kantone** | Wer wächst und wer zurückbleibt
- 48 **Entwicklungsfinanzierung** | Konferenz sucht Lösungen
- 51 **Prognosen zur Konjunktur**
- 52 **Lateinamerika** | Tango-Krise zieht keine Kreise
- 55 **Analyse** | Der nächste Kollaps droht in Japan
- 56 **Anlagen** | Technologieaktien behalten ihren Reiz
- 58 **Prognosen zu den Finanzmärkten**

LUST UND LASTER

- 60 **Tango** | Wenn Europäer argentinisch tanzen und leiden

SPONSORING

- 66 **Expo.02** | Attraktive Landesmutter: Cyberhelvetia
- 70 **Agenda**

LEADERS

- 72 **Abt Martin** | In Einsiedeln Gott näher kommen

Das Bulletin ist das Magazin der Credit Suisse Financial Services

20

Brückenland: Mit dem Bernina-Express über 191 Brücken gen Süden gefahren.

32

Umfrage: Worüber sich die Schweizer sorgen, und was die höchste Schweizerin dazu sagt.

44

Vergleich: So entwickeln sich Bevölkerung und Haushaltseinkommen der Kantone.

60

Leidenschaft: Eine lust- und lasterhafte Annäherung an den Tango und das Bandoneon.

72

Einsiedeln: Abt Martin ist kein Einsiedler, sondern als Chatter «mönch» lebensnah.



Jeder Tag ein Brückenschlag

Was hat die Grande Dame der Schweizer Dolmetscher mit dem Konzertveranstalter und dem Honorargeneralkonsul gemeinsam? Und was verbindet die Bewährungshelferin mit den Streitschlichtern eines St.Galler Primarschulhauses?

Sie sind Brückenbauer. Von Berufs wegen und zuweilen auch aus Berufung schlagen sie Brücken. Jeden Tag.



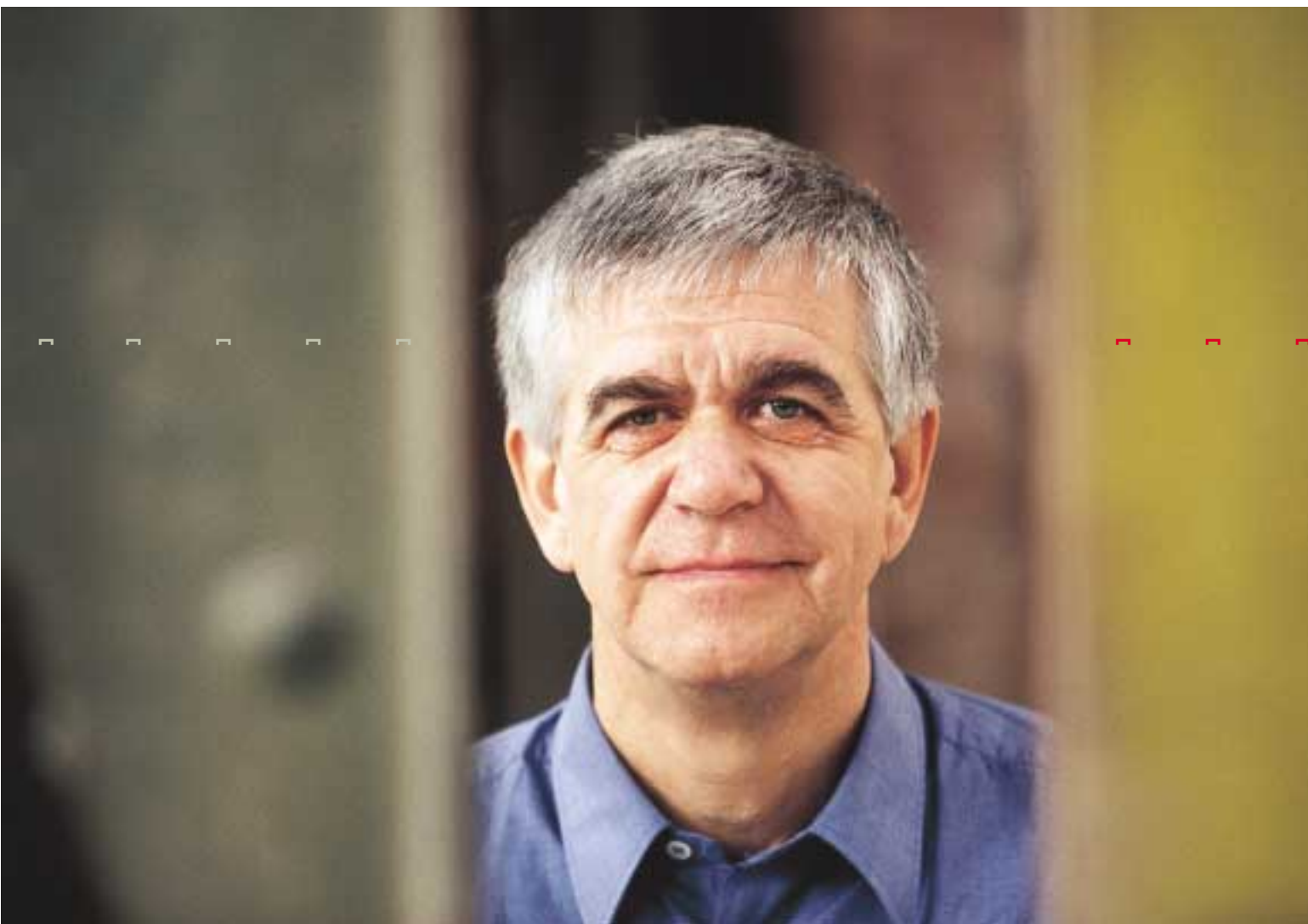
Hugo Faas

Konzertveranstalter

«Wir können von anderen Kulturen
mindestens so viel lernen wie sie von uns.»

Die kalte Wintersonne scheint auf das Zürcher Industriequartier. Der Verkehr lärmt hier, wo einst Zahnräder und Schiffsbestandteile hergestellt wurden, über die Autobahnzubringer. Die Industrie befindet sich auf dem Rückzug, die qualmenden Schornsteine werden immer weniger. Einzug halten dafür immer mehr trendige Restaurants, Kinokomplexe und Kulturstätten. Im ehemaligen Schiffbauareal hat auch das «Moods», Zürichs renommiertestes Jazzlokal, eine neue Heimat gefunden.

Seit über 30 Jahren veranstaltet Hugo Faas Konzerte. Er ist davon überzeugt, dass Musik, die ihm Freude bereitet, auch anderen gefällt.



Hugo Faas veranstaltet hier seine «Weltmusikwelt»-Reihe. «faascinating concerts», seine Ein-Mann-Agentur, feiert heuer ihr zehnjähriges Bestehen. «Musik war für mich immer etwas, das Brücken schlägt», sagt Hugo Faas. Schon während seiner Unizeit veranstaltete er Konzerte, gründete 1974 zusammen mit anderen die Kulturstelle, wo neben Jazz, seiner grossen musikalischen Liebe, auch Rock, Folk und Klassik auf dem Programm standen. «Ich war immer davon überzeugt, dass Musik, die mir Freude bereitet, auch anderen gefällt», antwortet er auf die Frage, wieso er Konzertveranstalter geworden sei. Das Studium der Sozialwissenschaften hängte er ein Jahr vor dem Abschluss an den Nagel – er hatte seinen Beruf schon gefunden. Um das zu tun, was er am liebsten tat und am besten konnte, habe er nun wirklich keinen Universitätsabschluss gebraucht, schmunzelt er.

Hugo Faas spricht leise, spuckt keine grossen Töne. Er drängt sich keinesfalls in den Vordergrund, überrascht dafür umso mehr mit seinem hintergründigen Humor. Ins Scheinwerferlicht tritt er nur, wenn er seine Künstler ansagt, zurzeit etwa bei 30 Konzerten pro Jahr. Er präsentiert Musikerinnen und Musiker aus allen Ecken der Welt, von der Crème de la crème des Flamenco bis zu tunesischen Lautenspielern und südafrikanischen Chören. Er vermittelt nicht nur zwischen westlichem Publikum und ausser-europäischen Musikern, sondern initiiert auch gerne Projekte mit Musikern verschiedener Herkunft. So geschehen mit dem Harfenisten Andreas Vollenweider – «einer der Weltmusiker der ersten Stunde» – und dem Jazzpianisten Abdullah Ibrahim, dessen Europaaktivitäten er koordiniert. Auch sonst ist Faas der geborene Kultur-Kuppler. Beinahe gleichzeitig mit der Gründung

von «Weltmusikwelt» vor zehn Jahren entstand auch die «Kulturbrugg Rorbas-Freienstein-Teufen», wo er die Kultur quasi vor der eigenen Haustüre ins Rollen bringt.

Zehn Jahre lang war Faas im Management von Andreas Vollenweider tätig. Der administrative Aufwand hätte immer mehr seiner Zeit in Anspruch genommen, erinnert er sich. Und die Freundschaft zwischen Vollenweider und ihm habe zu leiden begonnen. Zudem habe er sich schon immer auch für andere Musikformen interessiert und darum die Chance zum Wechsel ergriffen. «Finanziell ist dieser Entscheid sicher nicht klug gewesen», bemerkt er ohne Reue, doch dafür seien sie heute noch Freunde, und das sei gut so.

Hugo Faas pickt die Rosinen aus dem Weltmusik-Kuchen

Zu Beginn der Neunzigerjahre war der Begriff «world music» plötzlich in aller Munde. Alles, was nicht näher zugeordnet werden konnte, wurde mit diesem willkommenen Etikett versehen. «Das hat zur Folge, dass auch aller Ramsch mit einfliesst. Die grossartigsten Werke aus der persischen oder indischen Hochkultur stehen neben irgendwelchem Synthesizer-Gesäusel, kombiniert mit einer indischen Trommel», bedauert Hugo Faas. Der Weltmusik-Boom habe seine Arbeit etwa zu gleichen Teilen positiv und negativ beeinflusst. Mittlerweile sei die Musik der ganzen Welt auf CD erhältlich. Seine Aufgabe sei es, «die Rosinen herauszupicken».

Immer wieder gelingt es ihm, diese Rosinen zu finden und seinem stetig wachsenden Stammpublikum zu präsentieren. In über 30 Jahren als Veranstalter hat er einen sechsten Sinn für musikalische Exzellenz entwickelt. Viele Musiker, die er für die Schweiz entdeckt hat, kehren später in grösserem Rahmen zurück – bei einem anderen Veranstalter. «Die ganz grossen Namen sind für mich finanziell nicht machbar. Aber das ist auch nicht meine Aufgabe. Etwas rein aus Prestigegründen zu machen, interessiert mich nicht.» Ihn reizen jene, die noch nicht berühmt sind, die verborgenen musikalischen Juwelen. Auch das sei finanziell nicht klug, bemerkt er verschmitzt, «aber ich kann das einfach nicht». Sein Antrieb ist die Freude an der Musik – der Live-Musik, und er möchte andere daran teilhaben lassen.

Als Veranstalter ist er in erster Linie Gastgeber und schätzt den Kontakt mit den Musikern. Und er sieht seine Konzerte immer auch als Brücken zwischen den Kulturen: «Wir sollten aber von der kolonialistischen Denkweise wegkommen und aufhören zu glauben, wir seien die einzigen, die Brücken bauen können. Wir können von anderen Kulturen mindestens so viel lernen wie sie von uns. Wenn nicht mehr.» **Ruth Hafen**

Iris Vonow

Dolmetscherin und Agenturleiterin
«Wir vermitteln die Botschaft,
nicht nur die einzelnen Wörter.»

Fast wäre aus Iris Vonow eine Apothekerin geworden. Am Anfang der Vierzigerjahre studierte sie nämlich Pharmazie in Zürich. Ihre Mutter spürte jedoch, dass dieses Studium Iris nicht glücklich machte, und zeigte ihr eine Annonce der Dolmetscherschule in Genf. Iris Vonow zögerte nicht lange und schrieb sich ein. Da sie mehrsprachig aufgewachsen war, erfüllte sie die Voraussetzungen. Viele ihrer Dozenten und Kollegen an der Schule waren ehemalige Dolmetscher des Völkerbunds, die wegen des Kriegs arbeitslos geworden waren. Von deren Können schwärmt Iris Vonow noch heute: «Damals übersetzten die Dolmetscher längere Passagen, während der Referent seine Rede unterbrach. Viele hatten einen wunderschönen Stil, sie formulierten oft präziser als der Redner selbst.» Der Nachteil war der Zeitfaktor, eine dreistündige Rede dauerte mit einer zusätzlichen Sprache jeweils mehr als vier Stunden. Nach dem Krieg setzte sich das simultane Dolmetschen, mit Mikrofon und Kopfhörer, durch. Diese Tätigkeit erfordert höchste Konzentration; normalerweise arbeitet ein Dolmetscher eine halbe Stunde am Stück und macht anschliessend 30 Minuten Pause.

Freie Dolmetscher kennen keine Routine

Ihre Sporen verdiente sich Iris Vonow beim Internationalen Komitee vom Roten Kreuz ab. Das IKRK war zeitweise fast der einzige Arbeitgeber für Dolmetscher; in den Nachkriegsjahren wurden in der Schweiz nur wenige internationale Konferenzen durchgeführt. In den Fünfzigerjahren änderte sich dies, nun organisierten alle Kongresse: Wissenschaftler, Banken, Industrie und neu gegründete internationale Vereine. Diese Vielfalt gefiel Iris Vonow; nie suchte sie nach einer festen Anstellung. Die Dolmetscher auf dem freien Markt schätzen es, dass sie ständig mit neuen Themen und Orten konfrontiert werden. Zum Teil sind sie bis ins hohe Alter aktiv: «Eine meiner Kolleginnen dolmetschte, bis sie 86 Jahre alt war. Damit die Organisatoren ihr Alter nicht bemerkten, schlich sie sich jeweils heimlich in die Kabine», erzählt Iris Vonow.

An ihrem Beruf gefällt Iris Vonow die Vermittlerfunktion: «Wir helfen Menschen, die Sprachbarriere zu überwinden, und bringen sie einander näher. Dabei übersetzen wir nicht nur die Wörter, sondern auch die Mentalität und Emotionen wie Begeisterung

Obwohl es harte Knochenarbeit ist –
ein Leben ohne die Dolmetscherei kann
sich Iris Vonow nicht vorstellen.



oder Missmut.» Es gibt jedoch eine Grenze: Flüche werden nicht übersetzt, sondern durch einen salonfähigen Kraftausdruck ersetzt. Iris Vonow hatte nie Mühe mit der Rolle als Sprachrohr. Vor allem bei einigen männlichen Kollegen hat sie allerdings bemerkt, dass diese darunter litten, die zweite Geige spielen zu müssen. Sie selbst hatte immer das Gefühl, beim Dolmetschen genug Eigenes einbringen zu können.

Ohne Allgemeinbildung läuft nichts

Lange war Iris Vonow in der Berufsberatung für Maturanden tätig. Ihr fiel auf, dass das Dolmetschen bei vielen Jugendlichen als Modeberuf galt: «Später möchte ich entweder Flight Attendant oder Dolmetscherin werden», bekam sie zu hören. Oder: «Mich interessiert Mathe überhaupt nicht, darum will ich Dol-

metscherin werden.» Da hat die Fachfrau jeweils insistiert, dass Dolmetschen harte Knochenarbeit sei. Und dass man sich als Dolmetscher mit allen Themen, inklusiv Naturwissenschaften, befassen müsse. Wie soll jemand an einem Physikerkongress übersetzen, der kein Basiswissen in Mathematik mitbringt?

Als sie eine eigene Familie gründete, konnte Iris Vonow nicht mehr von Konferenz zu Konferenz reisen. Sie eröffnete eine Dolmetscher-Agentur; Leute zu vermitteln war auch von zu Hause aus möglich. Zu keiner Zeit hat sie den Beruf ganz aufgegeben – ein Leben ohne Dolmetscherei hätte sie sich nie vorstellen können. Heute ist sie, obwohl sie das Pensionsalter schon lange erreicht hat, immer noch berufstätig. Sie organisiert Dolmetscher für Konferenzen auf der ganzen Welt. Manchmal wacht sie mitten in der Nacht auf, weil ihr einfällt, dass ihre

Agathon Aerni ist bereits seit 1972
Honorargeneralkonsul von Trinidad und Tobago
und Doyen des Bernischen Konsularcorps.



Dolmetscher beim nächsten Einsatz den Saal wechseln müssen und es noch nicht wissen.

Seit sie selber nicht mehr als Dolmetscherin aktiv ist, vermisst sie vor allem eines – das Lampenfieber. «Wir Dolmetscher lieben das Gefühl, auf einem Pulverfass zu sitzen», sagt Iris Vonow mit leuchtenden Augen. Ihr Beruf habe viel Ähnlichkeiten mit dem eines Schauspielers, denn auch Dolmetscher wiederholen, was andere gesagt oder geschrieben haben. Ebenfalls geben sie nicht nur den Inhalt, sondern auch die Botschaft wieder. «Brücken zu schlagen zwischen einem Redner und seinem Publikum, einen Text mit seinen Zwischentönen in eine andere Sprache zu übertragen, ist eine Kunst – und wie andere Interpreten schätzen wir nach der Vorführung den Applaus.»

Martina Bosshard

Agathon Aerni Honorargeneralkonsul «Ich bin in Bern zuhause und mit der ganzen Welt verbunden.»

ANDREAS SCHIENDORFER Bei Trinidad und Tobago denkt man an Sonne, Palmen, Musik und schöne Frauen – wie passt das zum «bernischen Urgestein», als das Sie Ihr Stadtpräsident kürzlich bezeichnete?

AGATHON AERNI Ich habe etliche Jahre im Ausland gelebt, in den USA, in Uganda, Jamaica, aber auch in Trinidad und Tobago. Da baut man sich eine Beziehung auf, die tiefer geht als solche Ferienstichworte. Auf dieser Beziehungsbrücke wandle ich immer noch, obwohl ich nicht mehr tropentauglich bin.

Wie sind Sie zu Ihrem Ehrenamt gekommen? Ich war beruflich als Entwicklungshelfer in finanziellen Belangen in Trinidad und Tobago tätig. In der Schweiz setzte ich mich für die Ausarbeitung eines Luftfahrts- und eines Doppelbesteuerungsabkommens ein. 1972 wurde ich zum Honorargeneralkonsul ernannt.

Und was macht ein Honorargeneralkonsul? Der Konsul ergänzt die diplomatische Vertretung und erledigt administrative Arbeiten wie das Ausstellen von Pässen und Visa sowie von Bestätigungen und Beglaubigungen. Zur Hauptsache besteht meine Arbeit im Vermitteln von Informationen und Kontakten. Das tönt sehr trocken, aber im Einzelfall kann das sehr spannend sein...

Bücher und nochmals Bücher stehen, Rücken an Rücken, in Agathon Aernis Haus in Bern. Als wärs eine Bibliothek. Belesen ist er wie kaum ein zweiter. Nomen est omen. Hiess nicht der Bildungsroman, den weiland Wieland schrieb, Geschichte des Agathon? Geschichte ist die wahre Berufung des ehemaligen Bankiers. Geschichte, Geschichten, Bildung. Aerni beherrscht mehrere Sprachen, was es ihm erleichtert, Brücken zu bauen.

«Ich bin und bleibe ein Auslandschweizer», hält Aerni fest, obwohl er seit 30 Jahren wieder in der Schweiz lebt. Sein Einsatz für die fünfte Schweiz begann bereits Ende der Fünfzigerjahre beim Schweizerischen Hilfsverein von San Francisco. Danach arbeitete er jahrzehntelang in den verschiedensten Gremien der Auslandschweizerorganisation tatkräftig mit. Dies nutzte Aerni auch, um in Ausstellungen und Publikationen Emigration und Wirken schweizerischer Bürger im Ausland aufzuarbeiten, namentlich in Brasilien, Bulgarien und Venezuela.

Bescheiden ist er, wie es die Bernburger Devise «servir et disparaître» verlangt. Dabei ist er ohne Zweifel einer der meistdekorierten Schweizer. Seit 1988 ist er «Cavaliere dell'Ordine di Merito della Repubblica Italiana». Und allein 2001 erhielt er Orden des Königreichs Thailand und des Patriarchen von Russland sowie ein Ehrendiplom der Ukraine. Jede dieser Auszeichnungen ist Sinnbild einer dank ihm gebauten kulturellen Brücke. Acht Orden, acht Brücken sind es bereits.

Eine Spezialität Aernis ist die Geschichte ausländischer Vertretungsbehörden in der Schweiz und ihrer Residenzen in Bern. So publizierte er Bücher über die Tschechische Republik, das Königreich Thailand und die Republik Österreich. Nun stehen interessante Forschungsprojekte zu den Philippinen und Frankreich an. Entscheidend sei Diskrektion, wenn man auf diesem Gebiet arbeite. Man müsse wissen, wie man es sagt. «Ich will nicht eine Schlagzeile produzieren, um für immer zu verschwinden.»

Beharrlichkeit in Detailfragen ist sein Markenzeichen. Ist es wirklich wahr, dass die Österreicher 1799 dem russischen General Suworow die versprochenen Lebensmittel nicht zukommen liessen? Was weiss man über den ersten Staatsbesuch in der Schweiz durch den siamesischen König Tschulalongkorn 1897? Warum nur kaufte ein nachmaliger österreichischer Honorargeneralkonsul ad personam eine kleine Hemdenfabrik nahe der italienischen Grenze, mitten im Zweiten Weltkrieg? Bei seinen Recherchen ist Aerni unerbittlich. Keine genaue Antwort ist für ihn keine Antwort: Als Historiker lässt er sich nicht beirren.

Nichts umschreibt die Persönlichkeit des 72-jährigen Doyens des Bernischen Konsularkorps besser als die Feststellung, er sei in allen fünf Bern verankert: im eidgenössischen, im kantonalen, im städtischen, im bürgerlichen und im internationalen. Gleichzeitig schlägt er eine Brücke zwischen den Gepflogenheiten des 19. Jahrhunderts und den Ansprüchen der modernen Welt.

Bananen – eine Leibspeise der Familie Aerni? Bananenschachteln jedenfalls sind bei Aernis zu Hauf versteckt, 103 waren es bei der letzten Zählung. Sie enthalten auch potenzielle historische Sensationen. Wer sich für diese interessiert, sollte indes in seinen Werken vor allem zwischen den Zeilen lesen. Der Honorargeneralkonsul von Trinidad und Tobago ist aus Diskretionsgründen ein – Spurenleger. **Andreas Schiendorfer**

Die Friedensstifter vom «Buecheli»

«Weil ich streiten nicht gut finde.»

Die Stadt St. Gallen liegt eingebettet zwischen zwei Hügelketten. Auch in St. Gallen steigt mit dem Einkommen die Wohnlage. Der sonnige Südhang des Rosenbergs war schon vor hundert Jahren bei den reichen Textilfabrikanten begehrt. Bauland für die neuen Einfamilienhäuser-Quartiere gabs später auch vor allem auf den Hügeln. Wer nicht viel Geld für Miete ausgeben will oder kann, wohnt heute unten im Tal in einer Altbauwohnung. Immigrantenfamilien haben meistens keine Wahl.

In St. Gallen unterscheidet man zwischen Berg- und Tal-Schulhäusern – einer vermeintlich «heilen» Schweizer Welt und einer «problematischen» mit grossem Ausländeranteil. Der Schulkreis Heimat liegt im Tal. Rund die Hälfte der Kinder sind fremdländischer Herkunft. Sie kommen aus 25 Nationen – Schmelztiegel

Im Dienste des Friedens:

Die Drittklässler Lorenz und Alexa sind zwei der 14 Friedensstifter vom «Buecheli».



Heimat. Rund 200 Meter vom Heimat-Hauptgebäude steht als eine Art Dépendance das kleine Schulhaus Buchwald. Die rund 90 Schüler gehen gern ins «Buecheli». Hier gelten zum Teil andere Regeln als im «Heimat». Ganz wichtig: Die Schüler dürfen mit dem Kickboard zur Schule. Auch bietet in der Pause ein grosser Park viel Platz, um Dampf abzulassen. Trotzdem streiten auch die Kinder vom «Buecheli» miteinander, und teilweise mit bedrohlich harten Bandagen. Doch gibt es hier einen speziellen Ansatz, damit umzugehen und friedliche Brücken zu schlagen.

Von der Schülerschaft für ein Semester gewählt

Stolz zeigen die Friedensstifter vom «Buecheli» ihre gelben Plastik-Binden. Je nach Grösse gibt es pro Klasse zwei oder vier Friedensstifter. Insgesamt sind es sieben Mädchen und sieben Buben. Frie-

densstifter wird man nicht einfach so. Anfang Semester können Interessierte dafür kandidieren. Die Wahl erfolgt durch die versammelte Schülerschaft. Bei Simon hat es erst im zweiten Anlauf geklappt. Er ist vom Sinn seiner Aufgabe überzeugt: «Seit es die Friedensstifter gibt, haben wir auf dem Pausenplatz viel weniger Streit.» Ab und zu brauche es aber schon etwas Überwindung, gerade bei Grösseren alleine dazwischen zu gehen. So richtig Angst habe er aber noch nie gehabt. Gerät ein Friedensstifter bei seiner Arbeit in Bedrängnis, sollten ihm wenn möglich andere zu Hilfe eilen. Einer für alle, alle für einen.

Die Kinder haben recht ähnliche Gründe, warum sie Friedensstifter werden wollten. «Es macht mir Spass, anderen zu helfen», sagt Bianca. «Früher sind wir in der Pause einfach nur so rumgelaufen», ergänzt Melanie. «Jetzt haben wir eine Aufgabe. Für

mich ist das auch ein bisschen ein Spiel.» «Weil ich streiten nicht gut finde», sagt Lorenz.

Lehrer Dominik Widmer erklärt: «Die Friedensstifter sollen aber nicht nur schlichten, wenn der Streit bereits ausgebrochen ist. Es geht auch darum, Spannungen früh zu erkennen und allenfalls anzusprechen – also präventiv zu wirken.» Die Rolle der Friedensstifter und mögliche Streitszenarien werden gemeinsam in der Klasse diskutiert und durchgespielt. Es gilt, ein Sensorium für das Thema Frieden zu schaffen. Wenn möglich sollen Streit-situationen erst gar nicht entstehen.

Die Kinder haben auch eine Liste von Verhaltensregeln für Friedensstifter erarbeitet. Darunter finden sich Grundsätze wie: «alle Schüler/innen müssen für die Friedensstifter/innen gleich sein, ob bester Freund oder nicht»; «Vorbild sein», «Streitende ohne Fäuste auseinander nehmen»; «dürfen keine schlimmen Wörter sagen»; «Streitende fragen, wieso sie es machen, darüber reden und Lösungen finden». Sind diese Ziele nicht etwas gar hoch gesteckt? Simon gibt zu: «Das mit dem Reden ist nicht immer so einfach.» Sehr ernst nimmt Kevin seine Aufgabe: «Ich habe auch schon mal einen Brief an eine Lehrerin geschickt, weil immer die gleichen zwei Buben aus ihrer Klasse miteinander streiten.» Eher kriminalistisches Wunschdenken steckt hinter dem Vorschlag «mit Funkgeräten in Verbindung sein».

Das Konzept zu den Friedensstiftern vom «Buecheli» stammt aus Kanada. Eine Kollegin der «East Richmond Elementary» erzählte Dominik Widmer während einer Neuseelandreise davon und schickte ihm später die Unterlagen. «Natürlich sind die Friedensstifter nichts Neues», sagt Widmer, «es gibt eine ganze Reihe von internen und externen Mediationskursen für Lehrer. Schön an unserer Idee finde ich aber, dass sie von innen her kommt. Sie wird von den Schülern getragen und nicht von oben herab durchgesetzt.» Daniel Huber

Denise Tunali, Bewährungshelferin «In der Bewährungshilfe ist schon der kleinste Schritt ein Erfolg.»

Zu Beginn des Jahres 2001 standen in der Schweiz rund 11 000 Menschen unter Justizaufsicht, 0,2 Prozent der erwachsenen Bevölkerung. 5160 davon sassen in Haftanstalten ein, 500 befanden sich im alternativen Strafvollzug, und 5400 Menschen

waren den Bewährungshilfestellen unterstellt. Gesamtschweizerisch rechnet das Bundesamt für Statistik mit rund 160 Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern, die in der Bewährungshilfe tätig sind. Im Kanton Zürich gehen rund 40 Leute dieser Arbeit nach, unterstützt von vielen Sachbearbeiterinnen und freiwilligen Helfern.

Denise Tunali arbeitet beim Bewährungsdienst Winterthur, einer der vier Zweigstellen der Bewährungs- und Vollzugsdienste des Kantons Zürich. Zurzeit betreut sie rund 50 Klientinnen und Klienten in Freiheit. Es sind Leute, die unter Schutzaufsicht stehen, die bedingt aus der Haft entlassen worden sind oder deren Haftstrafen zugunsten von stationären oder ambulanten Massnahmen aufgeschoben wurden. Zudem besucht sie 20 Personen, die sich in Untersuchungs- oder Sicherheitshaft befinden.

«Ich habe lange hin und her überlegt, bevor ich mich für diese Stelle bewarb. Der Umgang mit Straffälligen, vor allem Männern – ich wusste nicht, ob mir das liegt», blickt sie zurück. Es sei nichts für Berufsanfänger, meint sie. Sie selbst hat nach dem Abschluss der Schule für Soziale Arbeit zuerst in der Fürsorge für anerkannte Flüchtlinge gearbeitet und war dann siebeneinhalb Jahre in einer Arbeitslosenberatung der Kirche tätig. Den Wechsel in die Bewährungshilfe habe sie nie bereut. «Ich mache meine Arbeit gern», stellt sie fest.

Immer mehr Menschen sind vom Alltag überfordert

95 Prozent ihrer Klienten sind Männer. Es sind aber nicht hartgesottene Verbrecher, wie man sie aus dem Samstagabendkrimi kennt. Viele sind unauffällig, gehen einer geregelten Arbeit nach. Fahren in angetrunkenem Zustand, Drogenkonsum, psychische Probleme: Es gibt viele Gründe, um mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen. Und immer mehr Menschen kommen mit den hohen Anforderungen der Gesellschaft nicht mehr zurecht. «Ich erlebe, dass unsere Gesellschaft sehr hart geworden ist gegenüber Leuten, die nicht ins Schema passen», bedauert Denise Tunali.

Ihre Aufgabe als Bewährungshelferin besteht einerseits darin, zu kontrollieren, ob ihre Klienten die Auflagen erfüllen, die die Justiz ihnen gemacht hat. Andererseits arbeitet sie zusammen mit ihnen darauf hin, den Einstieg ins normale Leben wieder zu finden. Das beinhaltet auch viel Papierkram mit Sozialversicherungen, Steuerbehörden, Betreibungsämtern, Vermietern und Arbeitgebern. Und die Klienten sind oft schwierig im Umgang: «Zu uns kommen sehr viele Leute, die nie gelernt haben, wie man sich benimmt. Sie kommen vorbei und schreien zuerst einmal herum, weil sie sich ungerecht behandelt fühlen.» Denise Tunali begegnet bei ihrer Arbeit oft Menschen mit einer tief-

Denise Tunali braucht bei ihrer Arbeit als
Bewährungshelferin ein dickes Fell und einen
langen Atem.



liegenden Aversion gegen die Justiz. Auch wenn nicht gerade jeder Amok laufe und Leute umbringe, so hätten doch viele eine Riesenwut auf den Justizapparat: «Das Urteil ist zu hart, das Gefängnis unerträglich und die Sozialarbeiterin eine blöde Kuh.» Sie braucht ein dickes Fell und einen langen Atem, das Frustrationspotenzial ist gross. Doch in besonders schwierigen Fällen nimmt sie kein Blatt vor den Mund, denn sie hat die Erfahrung gemacht, dass Ehrlichkeit geschätzt wird. «Wenn sich einer andauernd wie ein Kotzbrocken verhält, sage ich ihm auch, dass er einer ist.» Es gehe darum, dass ihre Klienten lernten, ihr Verhalten und ihre Einstellung zum Leben und zur Gesellschaft selbst zu verändern. Das Gefängnis allein ändere niemanden.

Die Erwartungen an ihre Klienten hat sie im Lauf der Jahre heruntergeschraubt. Manchmal muss sie schon froh sein, wenn

ihre Schutzbefohlenen die Abmachungen und Termine einhalten. Es kommt immer wieder vor, dass Klienten die Brücken, die sie zusammen gebaut haben, nicht benützen, sie sogar wieder einreissen und somit die Arbeit von ein paar Monaten zunichte machen. Zwei Schritte vor, einer zurück. Ihre Arbeit hat aber auch schöne Seiten. Wenn sie für jemanden etwas erreichen konnte, das er selbst nie geschafft hätte, und so sein Vertrauen gewinnt. Oder die Dankbarkeit des Mannes, dessen Massnahme vor drei Jahren abgeschlossen werden konnte. Seither ruft er jeweils aus New York an, um ihr schöne Festtage zu wünschen.

Denise Tunali baut täglich Brücken. Sie ist sich bewusst, dass sie als Bewährungshelferin die Welt nicht verbessern kann. Doch sie gibt nicht auf, baut weiter. Denn sie weiss um das Glück der kleinen Schritte. **Ruth Hafen**

Aus- und Weiterbildung für Führungskräfte – Seminarkalender 2002

Systems Engineering / Projekt- und Prozessmanagement / Logistikmanagement

	März	April	Mai	Juni	Juli / August	September	Oktober	November	Dezember
Systems Engineering		•••• 22. – 25.4.						•••• 11. – 14.11.	
Projektmanagement – Methodik und Instrumente	••• 13. – 15.3.	••• 23. – 25.4.		••• 5. – 7.6.		••• 10. – 12.9.	•••	•••	
Project management – methodology and tools <i>English</i>	••• 25. – 27.3.					••• 18. – 20.9.			
Projektmanagement – Projektleitung und Teamführung	•••• 5. – 8.3.	•••• 8. – 11.4.	•••• 28. – 31.5.	•••• 24. – 27.6.		•••• 17. – 20.9.	••••	••••	••••
Project management – leadership of project and team <i>English</i>		••••						••••	
Prozessmanagement	••• 13. – 15.3.			••• 19. – 21.6.		••• 25. – 27.9.			
Logistikmanagement für Einsteiger			•• 28. – 29.5.					•• 12. – 13.11.	

Führung / Kommunikation / Persönlichkeitsentwicklung

Mitarbeiterführung	••• 5. – 7.3.	••• 24. – 26.4.		••• 18. – 20.6.		••• 11. – 13.9.		••• 5. – 7.11.	••• 3. – 5.12.
Integrierende Führung	•• 21. – 22.3.					•• 26. – 27.9.			
Führung im internationalen Geschäft und interkulturellen Umfeld	•• 18. – 19.3.							•• 18. – 19.11.	
Coaching als bewährter Führungsansatz			•• 27. – 28.5.			•• 5. – 6.9.		•• 19. – 20.11.	
Spitzenleistungen mit Power Coaching				•• 11. – 12.6.			•• 30. – 31.10.		
Veränderungsprozesse gestalten		•• 23. – 24.4.				•• 17. – 18.9.			
Konflikt als Chance				••• 26. – 28.6.				••• 30.10. – 1.11.	
Meetings effizient gestalten				••• .				••• 5. – 7.11.	
Rede- und Präsentationstechnik	••• 19. – 21.3.			••• 11. – 13.6.			••• 29. – 31.10.		
Schreiben wie ein Profi			•• 28. – 29.5.					•• 28. – 29.11.	
Effizienz durch Visualisierung		•• 17. – 18.4.				•• 25. – 26.9.			
Mit Körper und Stimme wirksamer kommunizieren				•• 27. – 28.6.				•• 21. – 22.11.	
Beurteilungsgespräche führen						•• 26. – 27.9.			
Erfolgreich in den Medien auftreten		•• 23. – 24.4.					•• 29. – 30.10.		
Zeit- und Energiemanagement		•• 25. – 26.4.		•• 20. – 21.6.			•• 24. – 25.10.		
Emotionale Intelligenz	•• 14. – 15.3.			•• 20. – 21.6.				•• 7. – 8.11.	
Corporate Creativity			•• 23. – 24.5.					•• 7. – 8.11.	
Lebensqualität und Leistungsfähigkeit steigern	•• 14. – 15.3.					•• 19. – 20.9.			

Strategien / Informatik / Betriebswirtschaft

Strategische Planung für KMUs	• 19.3.					• 24.9.			
Unternehmerische Führung der Informatik	• 19.3.					• 10.9.			
Informatikstrategie	• .3.					• 12.9.			
Investitions- und Wirtschaftlichkeits- rechnung in der Entscheidungsfindung				•••• 6./7. + 13./14.6.					
Betriebliches Rechnungswesen für Anwender			••• 29. – 31.5.				••• 23. – 25.10.		

**Ihr Partner für öffentliche
und betriebsinterne Seminare.
Verlangen Sie unser Programm.**

**STIFTUNG ZUR FÖRDERUNG DER FORSCHUNG UND AUSBILDUNG
IN UNTERNEHMENSWISSENSCHAFTEN AN DER ETH ZÜRICH**
Aus- und Weiterbildung, Kurvenstrasse 17, Postfach 3325, CH - 8021 Zürich
Telefon 0848 80 20 10, Fax 0848 80 20 50, www.bwi.ch, E-Mail: info@bwi.ch

«Für die Ästhetik gibt es



Christian Menn aus Chur gilt als der bedeutendste Schweizer Brückenbauer der Gegenwart. Krönung seines bisherigen Schaffens ist die kürzlich eröffnete, 450 Meter lange Stahlseilbrücke über den Charles River in Boston. Interview: Daniel Huber, Redaktion Bulletin

DANIEL HUBER Brücken haben Ihr Leben bestimmt. Wann haben Sie Ihre erste Brücke gebaut? **CHRISTIAN MENN** An meinen ersten Versuch im Brückenbau kann ich mich noch gut erinnern. Ich muss so ungefähr vier oder fünf Jahre alt gewesen sein. Ich hatte einen genauen Plan im Kopf, wie ich die Brücke mit drei Brettchen bauen wollte. Dann habe ich drauflosgehämmert wie wild, doch irgendwie wollte die Brücke einfach nicht gelingen, und ich konnte nicht begreifen, wieso.

Im Verlauf der letzten 50 Jahre sind dann aber doch noch ein paar Brücken gelungen. Wissen Sie, wie viele? **■** Das lässt sich nicht so genau beziffern. Brücken sind eine umfangreiche Teamarbeit, und es gibt deshalb verschiedene Formen der Mitarbeit. Massgeblich beteiligt war ich wahrscheinlich an etwa 100 Brücken.

Gibt es solche, die Sie rückblickend lieber nicht gebaut hätten? **■** Es gibt jedenfalls eine ganze Menge, die ich nicht mehr so bauen

leider keine Normen»

würde, wie sie damals gebaut wurden. Wir haben zu meiner Studienzeit an der ETH nicht den echten Brückenbau gelehrt bekommen. Das Bauingenieurstudium ist sehr vielfältig. Für den Brückenbau, wie ich ihn verstehe, hatte man zu wenig Zeit und Erfahrung, und kein Student durfte erwarten, dass er je einmal grosse Brücken bauen würde.

Hat sich in dieser Beziehung an der ETH etwas verändert? ➤ Im kreativen Bereich kaum. Es wird fast nur das Handwerkliche gelehrt. Das führt unter anderem dazu, dass viele Brückeningenieur später Architekten beiziehen, die dann dem Ingenieur oft unrealisierbare oder unwirtschaftliche Konzepte schmackhaft machen wollen.

Was gehört für Sie zu einem gelungenen Brückenprojekt? ➤ Beim Brückenbau gibt es drei Entwurfsziele, die unbedingt erfüllt werden müssen: Tragsicherheit, Gebrauchstauglichkeit oder Funktionalität und Dauerhaftigkeit. Diese Zielsetzungen lassen sich unter Berücksichtigung der entsprechenden Normen mit der heutigen Bautechnik problemlos erfüllen. Keine Normen gibt es dagegen für die kreativen Entwurfsziele, Wirtschaftlichkeit und Ästhetik. Hier muss der Ingenieur eine optimale Balance finden. Die Ideallösung wäre, wenn die schönste Brücke gleichzeitig auch die wirtschaftlichste wäre. Doch das ist nicht machbar. Es ist im Prinzip falsch, eine Brücke nur als banales Zweckobjekt oder nur als beliebig teure Skulptur zu entwerfen. Eine schöne Brücke darf etwas mehr kosten. Doch kommt es beim Wieviel immer auf den Standort, die Bedeutung und die Grösse der Brücke an. Unter Brückenbaukunde verstehe ich die Erfüllung der normierten Entwurfsziele, unter Brückenbaukunst die optimale Balance von Kosten und Ästhetik.

Was darf Schönheit zusätzlich kosten? ➤ Meiner Meinung nach darf eine mittelgrosse Brücke aus ästhetischen Gründen höchstens 20 Prozent teurer sein als eine banale Standardbrücke. Ansonsten muss man eine andere Lösung suchen.

Wie viel teurer war Ihre allseits hoch gepriesene Sunnibergbrücke bei Klosters? ➤ Rund 15 Prozent oder drei Millionen Franken. Zugegeben, das ist recht viel Geld. Andererseits wird die Neubaus Strecke von Küblis bis und mit der Umfahrung Klosters wegen der langen Tunnels aus Rücksicht auf die Landschaft etwa eine Milliarde Franken kosten. Angesichts dieser Summe ist ein Aufpreis von drei Millionen für eine eindrucklichere Gestaltung des einzigen in der Landschaft sichtbaren Bauwerks nicht so viel. Zudem hat

sich das Tiefbauamt, das mit seinen Strassenprojekten häufig auf viel Widerstand stösst, mit dieser von der Talbevölkerung sehr gut aufgenommenen Brücke viel Goodwill geschaffen.

Stehen noch alle Brücken, die Sie gebaut haben? ➤ Soviel ich weiss, schon. Allerdings mussten ein paar massiv saniert werden.

Wie kommt das? ➤ Als ich in den späten Fünfzigerjahren begann, Brücken zu bauen, kannte man die intensive Schwarzräumung mit Tausalzen noch nicht. Die massive Verwendung von Salz Mitte der Sechzigerjahre kann man vergleichen mit der Anwendung eines Medikaments, dessen Nebenwirkungen nicht bekannt sind. Salz ist der grösste Feind des Stahlbetons. Die meisten Beläge waren damals salzwasserdurchlässig. Die Autos hatten übrigens die gleichen Probleme. Nach drei, vier Jahren waren sie durchgerostet. Doch während die Autobauer relativ kurzfristig reagieren und die Karosserien mit immer besseren Schutzschichten überziehen konnten, war es uns nicht möglich, unsere Brücken nach den schlechten Erfahrungen wieder neu zu bauen.

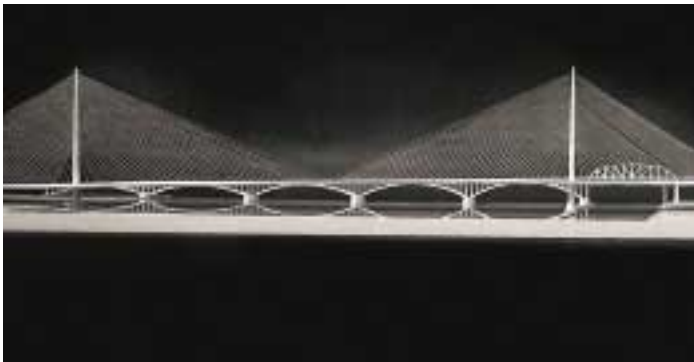
Und wie sieht es heute aus? Hat man das Salzproblem im Griff? ➤ Im Prinzip ja, aber ich habe leider immer noch Auseinandersetzungen mit Bauämtern oder Kollegen, weil sie dieses Problem verdrängen. Selbst im Bundesamt für Strassen ist man nicht bemüht, eine wirksame Strategie zur Behebung bestehender Mängel auszuarbeiten. Und die Forschung befasst sich sowieso am liebsten mit akademischen Messungen. So gibt es noch heute wichtige Brücken mit unzureichenden Belägen. Für mich ist das grob fahrlässig.

Christian Menn

Der 74-jährige Christian Menn studierte und promovierte an der ETH Zürich. Von 1957 bis 1971 führte er in Chur ein eigenes Ingenieurbüro. Danach folgte während zwanzig Jahren die Lehrtätigkeit als Professor an der ETH in Zürich. Obwohl seit bald zehn Jahren offiziell im Ruhestand, wird er noch immer mit Anfragen aus aller Welt für neue Brückenprojekte überhäuft. Dabei beschränkt sich seine Arbeit auf erste Entwürfe und Baukonzepte. Christian Menn ist verheiratet und Vater von drei erwachsenen Kindern.



Hoover Dam Bridge in Las Vegas: Christian Menns
Entwurf einer mächtigen Bogenbrücke, die sich
300 Meter hoch über den Colorado River wölbt, wird
vermutlich nicht verwirklicht.



Peace Bridge bei den Niagarafällen: Grosse
Chancen auf Verwirklichung hat Menns Konzept,
eine neue, moderne Brücke neben die 1926
erbaute Eisenkonstruktionsbrücke zu stellen.

☐

☐

☐

☐

☐

Wie gross ist die Lebensdauer einer modernen Brücke? ☐ Beim heutigen Stand der Kenntnisse und Technik beträgt die Lebensdauer der Tragkonstruktion einer einwandfrei projektierten und gebauten Brücke gut 100 Jahre.

Welche Ihrer Brücken ist Ihnen am liebsten? ☐ Am liebsten ist mir immer die Letzte. Man glaubt immer, man hätte jetzt die optimale Lösung gefunden.

Konkret wäre das also die neue Schrägseilbrücke in Boston. Wie kamen Sie zu diesem Projekt? ☐ Boston ist die historisch und intellektuell bedeutendste Stadt der USA. Die Bürger von Boston wollten im Zusammenhang mit ihrem riesigen Infrastrukturprojekt der City-Untertunnelung auch eine aussergewöhnliche Brücke. Als ich mehr oder weniger zufällig in dieses Projekt involviert wurde, bestanden bereits verschiedene Vorschläge, die aber nicht befriedigten. Man wollte ein echtes Wahrzeichen für das 15-Milliarden-Dollar-Projekt und die Stadt. Als ich dann mit meinem Brückenmodell kam, waren Behörden und Bürger erleichtert und begeistert. Das war Ende 1992. Danach dauerte es noch fünf Jahre bis zum Baubeginn.

Einer der verantwortlichen Projektleiter im Transportation Department, Stan Durlacher, bezeichnete Ihr Honorar von 50 000 Dollar in einem Interview als einen absurd kleinen Betrag. Haben Sie sich unter Wert verkauft? ☐ Im Prinzip ja, aber an anderen Orten habe ich für meine Konzeptideen noch viel weniger bekommen. Und ehrlich gesagt, wenn man mich vor zehn Jahren gefragt hätte, ob ich in dieser exklusiven amerikanischen Stadt den Ausführungsentwurf für eine Grossbrücke ausarbeiten wolle, dann hätte ich für diese Chance wahrscheinlich sogar noch 50 000 Dollar bezahlt. Konzeptionelle Ideen zählen bei uns leider wenig, vielleicht weil bereits an der Hochschule wenig Wert darauf gelegt wird.

Sie sind ein weltweit gefragter Brückenbauer. An welchen anderen Projekten arbeiten Sie zurzeit noch? ☐ Ich bin noch an ein paar Projekten irgendwie engagiert. Allerdings weiss ich nicht, ob jemals etwas daraus wird. Den Entwurf für eine Grenzbrücke zwischen USA und Kanada über den Niagara River bei Buffalo werde ich demnächst abgeben. Kürzlich habe ich auch eine Idee für eine besondere Stadtbrücke in Columbia, Ohio, ausgearbeitet. Viel grösser und interessanter ist eine neue Brücke über den Mississippi bei St. Louis. Hier besteht zwar bereits ein erster, für mich allerdings nicht überzeugender Entwurf. In diesem Falle

habe ich für einmal selbst die Initiative ergriffen, weil ich die zuständigen Berater kenne. Kaum erfolgreich bin ich wohl leider mit einem Vorschlag für eine Brücke über den Colorado beim Hoover Dam in der Nähe von Las Vegas. Das wäre eine sehr schöne, neuartige Bogenbrücke, die sich 300 Meter, also so hoch wie der Eiffelturm, über den Fluss schwingt. Und dann bin ich noch Berater bei einem Projekt in Griechenland und einer Rheinbrücke in Deutschland.

Was ist aus Ihrem Traum von einer Brücke über die Strasse von Messina nach Sizilien geworden? ➤ Diese Idee entstand vor ein paar Jahren nach einem Symposium anlässlich einer Brückeneröffnung in Frankreich. Ein Vortragsthema betraf Ideen für die Realisierung von sehr grossen Spannweiten. Ähnlich wie bei der Höhe von Wolkenkratzern gibt es bei Brücken ein weltweites Wettstreiten um die grösste Spannweite. Zurzeit hält den Rekord eine Hängebrücke in Japan mit der etwas merkwürdigen Spannweite von 1996 Metern – ich verstehe jedenfalls nicht, warum man nicht 2000 Meter gewählt hat. Für die Überbrückung der Strasse von Messina wären etwas mehr als 3000 Meter notwendig. Wahrscheinlich wird man hier einfach extrapolieren – also alles etwas grösser machen – und das Prinzip einer traditionellen Hängebrücke weiterverfolgen, anstatt wie der berühmte Schweizer Ingenieur Ammann bei der George-Washington-Brücke bei einem grossen Schritt auch eine neue Idee zu verwirklichen.

Was sprach gegen die Verwirklichung Ihres Konzeptes? ➤ Das wichtigste Problem bei sehr grossen Spannweiten ist das Schwingungsverhalten. Ich hatte eine interessante technische Idee für dieses Problem, die zu einer neuen Form von Hängebrücken führen würde. Allerdings hätte man in einem bestimmt sehr wertvollen Forschungsprojekt die Tragwerksdynamik ermitteln müssen. Leider konnte ich die jungen Professoren in Zürich und Lausanne nicht überzeugen, sich hier für eine grosse Vision zu engagieren.

Brücken eröffnen häufig wichtige Verkehrsströme zu abgelegenen und wirtschaftlich zurückgebliebenen Regionen. Verstehen Sie sich auch als Entwicklungshelfer? ➤ Eigentlich nicht. Mich interessiert vor allem die Herausforderung, mit kreativen Ideen möglichst nahe an die Ideallösung des zugleich wirtschaftlichsten und ausdrucksvollsten Bauwerks heranzukommen, wobei die Integration der Brücke in ihr räumliches und zeitliches Umfeld eine entscheidende Rolle spielt.

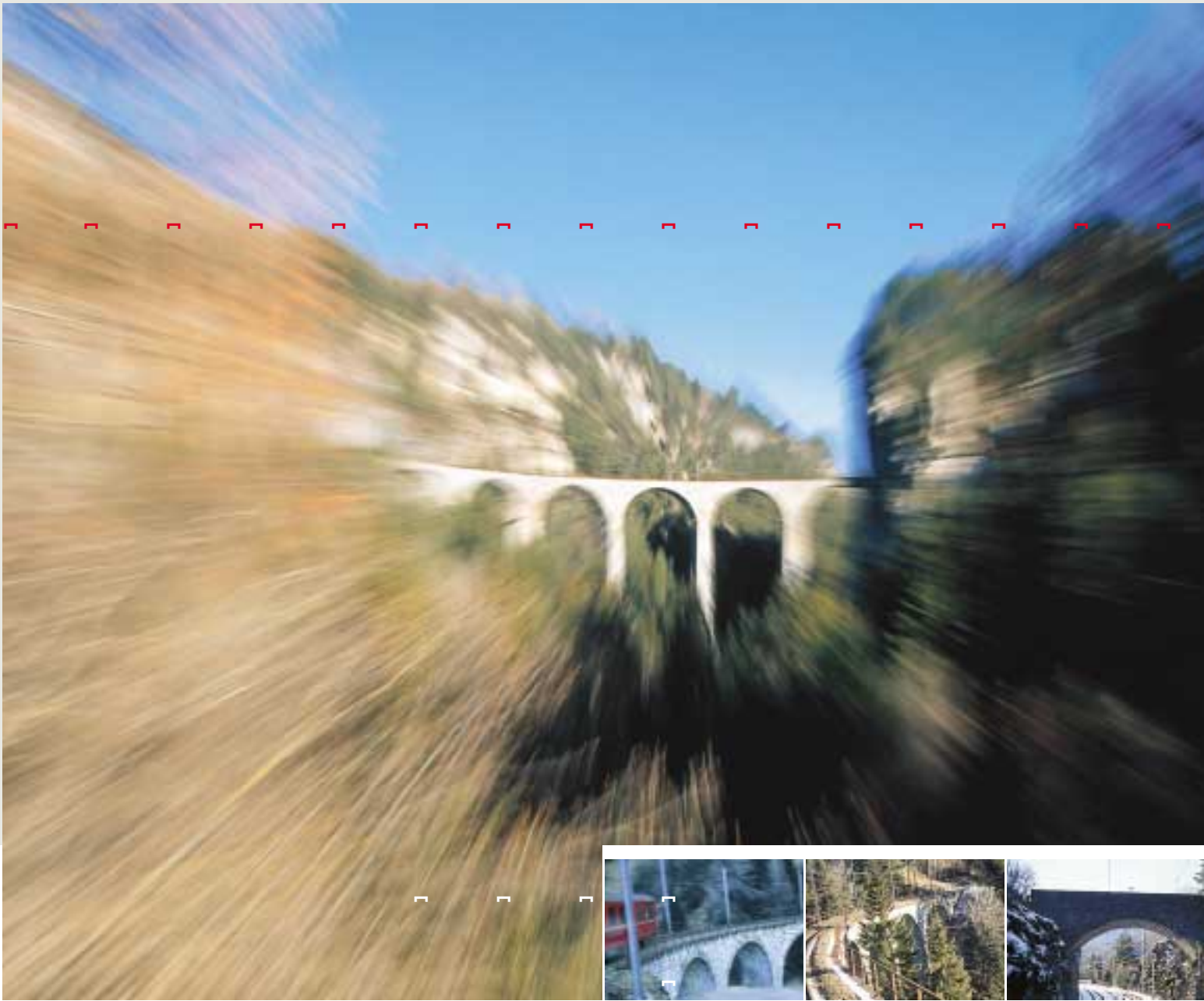
GROSSE SCHWEIZER BRÜCKENBAUER

Hans Ulrich Grubenmann 1709–1783

Hans Ulrich Grubenmann aus Teufen entstammte einer bekannten Baumeister-Familie. Nach der Schule erlernte er bei seinem Vater und seinen älteren Brüdern das Handwerk des Zimmermanns. Bald schon ging sein Tätigkeitsfeld über das Handwerkliche hinaus. Er übernahm als Architekt die Bauleitung von mehreren Kirchen und anderen repräsentativen Gebäuden. Im Falle von Bischofszell, das 1743 weitgehend abbrannte, wurde er beim Wiederaufbau gar als Städteplaner zugezogen. Weit über die damaligen Grenzen hinaus bekannt wurde Grubenmann aber durch seine gewagten Holzbrücken-Konstruktionen, die mit wenig oder gar keinen Stützpfählen auskamen. So galt insbesondere seine Holzbrücke über den Rhein von Schaffhausen nach Feuerthalen als Meisterwerk der damaligen Baukunst. Auch Goethe war von der Brücke tief beeindruckt und beschrieb sie ausführlich in einem seiner Reiseberichte. Insgesamt baute Grubenmann 14 gedeckte Holzbrücken, von denen noch zwei über die Urnäsch in Appenzell Ausserrhoden erhalten sind.

Othmar Ammann 1879–1965

Im selben Feuerthalen, wo sich Grubenmanns Holzbrücke bis zu ihrer Zerstörung durch die Franzosen 1799 über den Rhein spannte, wuchs Othmar Ammann auf. Mit zehn Jahren zog die Familie aber nach Kilchberg. Nach der Matura studierte Othmar Ammann an der ETH Zürich Bauingenieur. Um ein paar Jahre Erfahrungen im Brückenbau zu sammeln, reiste er 1904 in die USA. Zu seinem Erstaunen fand er sofort eine Anstellung. Erstmals auf sich aufmerksam machte Ammann 1907 mit einem Untersuchungsbericht zum Einsturz einer im Bau befindlichen Brücke über den Lorenz-Strom in Québec. Ab 1912 war er als stellvertretender Chefingenieur massgeblich beim Bau der Hell Gate Bridge von Gustav Lindenthal über den East River in New York beteiligt. Ein erstes Denkmal setzte sich Ammann 1931 als Brückeningenieur der Port of New York Authority mit der George Washington Bridge. Für Architekt Le Corbusier war es schlicht die schönste Brücke der Welt. Mit einer Mittelspannweite von 1067 Metern war sie zudem auch die weltweit längste Hängebrücke. Nur wenige Wochen später folgte die Einweihung von Ammanns Bayonne Bridge. Weitere Projekte zur besseren Anbindung New Yorks ans Festland folgten. Daneben war Ammann von 1931 bis 1937 auch als beratender Ingenieur am Bau der Golden Gate Bridge in San Francisco beteiligt. Nach seiner Pensionierung 1939 bei der Port of New York Authority gründete er sein eigenes Ingenieurbüro und blieb noch weitere 25 Jahre als Brückeningenieur aktiv. Ein Jahr vor seinem Tod 1965 wurde in New York sein letztes grosses Werk, die Verrazano Narrows Bridge, eröffnet. Mit einer Mittelspannweite von 1298 Metern war es erneut die längste Hängebrücke der Welt. (dhu)



Der Landwasser-Viadukt bei
Filisur, erbaut 1902,
schwingt sich in kühnem
Bogen direkt in einen Tunnel.





Der rote Wagen in Chur ist fein säuberlich angeschrieben: Bernina-

Berge. Brücken. Bahn.

Der Bernina-Express fährt über zahlreiche Brücken und ist selbst eine, fährt vorbei an Bergen und Burgen und durch drei Kulturkreise, verbindet die deutsche Schweiz mit dem rätoromanischen Engadin und dem italienischen Veltlin. Pia Zanetti, Aufnahmen, Andreas Schiendorfer, Text



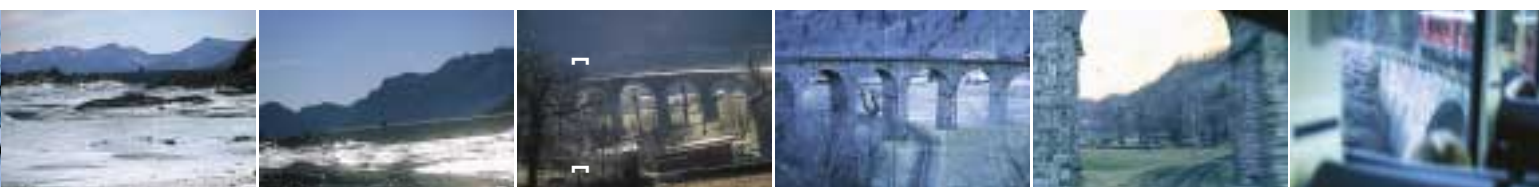
Express. Chur–Pontresina–Poschiavo–Tirano. Abfahrt 08.54 Uhr, Ankunft 13.11 Uhr. In 257 Minuten immerhin 144 Kilometer, von 585 Metern hinunter auf 429 Meter, dazwischen thront der Bernina-Pass auf 2253 Metern über Meer. Eine Kulturreise, ermöglicht durch 55 Tunnels und 199 Brücken. Rekordverdächtig. Und der handliche Führer des Bernina-Express verspricht nichts weniger als «eine fantastische Fahrt mit unzähligen Highlights».  Bereits ruft der Kondukteur: «Nächste Brücke: Reichenau».  Bei Neuhausen stürzt er imposant über die Felsen, in Basel kriegt er gerade noch die Kurve. Wo mündet der Rhein ins Meer? Ach ja, bei Rotterdam. Aber wie ist das mit der Loreley, der blonden, lieblichen, Tod bringenden Stimme? (nachgeschlagen). Der Felsen

Rheinbrücke bei Reichenau:
Graubünden ist ein Brückenland. Allein die
Rhätische Bahn fährt über 485 Brücken.



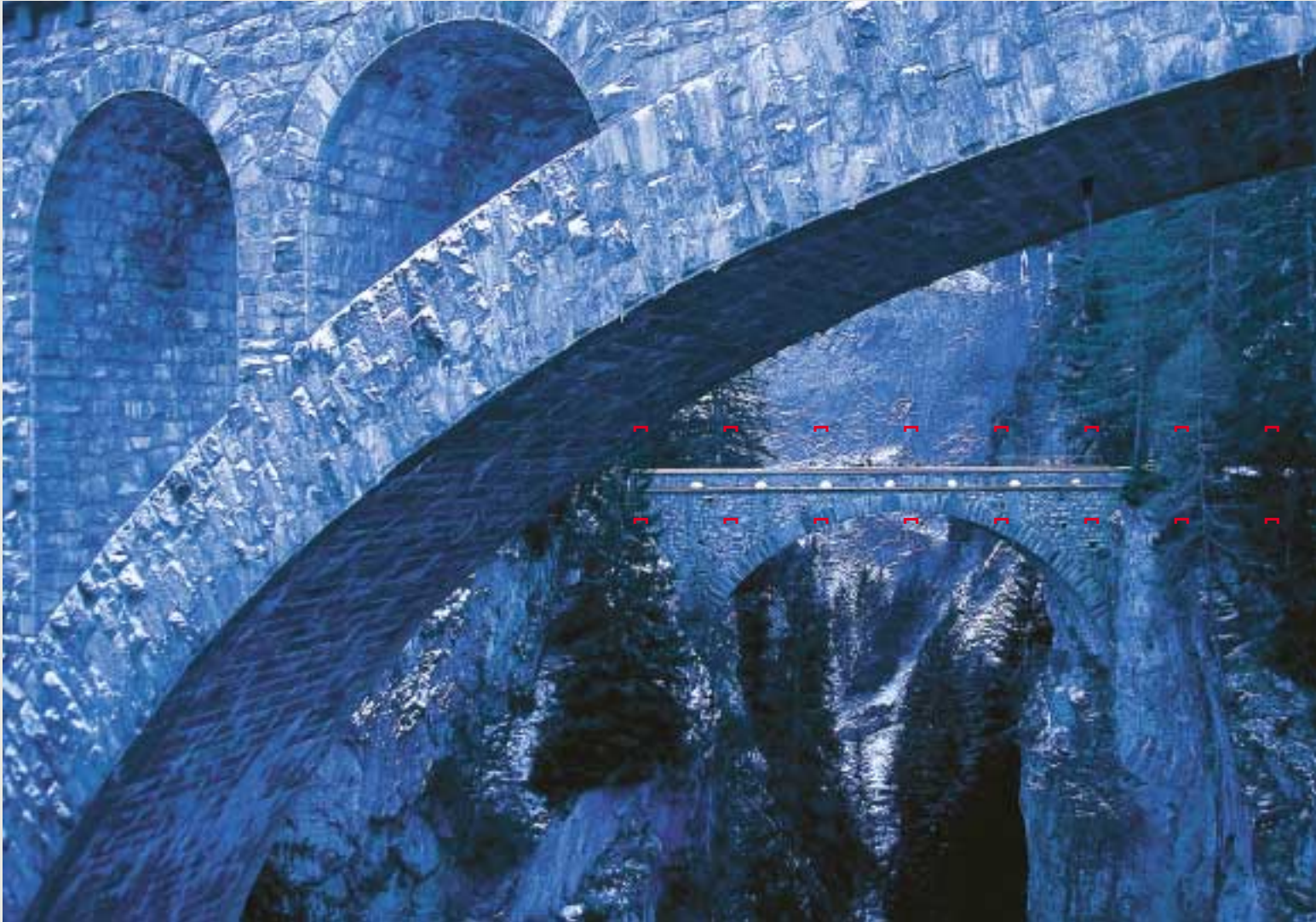
bei St. Goarshausen. Und hier also, bei Reichenau, vereinigen sich der Hinterrhein vom Rheinwaldhorn und der Vorderrhein vom Tomasee im Oberalpmassiv. Das Domleschg, das Schweizer Burgenland, liegt bereits im Rücken. Rund 20 Burgen und Ruinen zeugen von der einstigen Bedeutung dieser Gegend. Thusis, die Viamala und immer noch der Hinterrhein. Bridge over troubled water. Der Albula entlang in die wilde Schyns Schlucht. Surava. Ob man ihn schon wieder vergessen hat, den unerschrockenen Journalisten Surava, Hans Werner Hirsch, Kritiker der Nationalsozialisten und ihrer Schweizer Gesinnungsfreunde? Der Film von Erich Schmid erschütterte 1995 das Land. Die Schwierigkeit, der Menschlichkeit gerecht zu werden, im Zweiten Weltkrieg, heute.

Nach dieser Brücke gabelt sich die Bahnlinie: Der Bernina-Express fährt dem Hinterrhein entlang südwärts in Richtung Engadin, der Glacier-Express folgt dem Lauf des Vorderrheins in Richtung Wallis. ➔



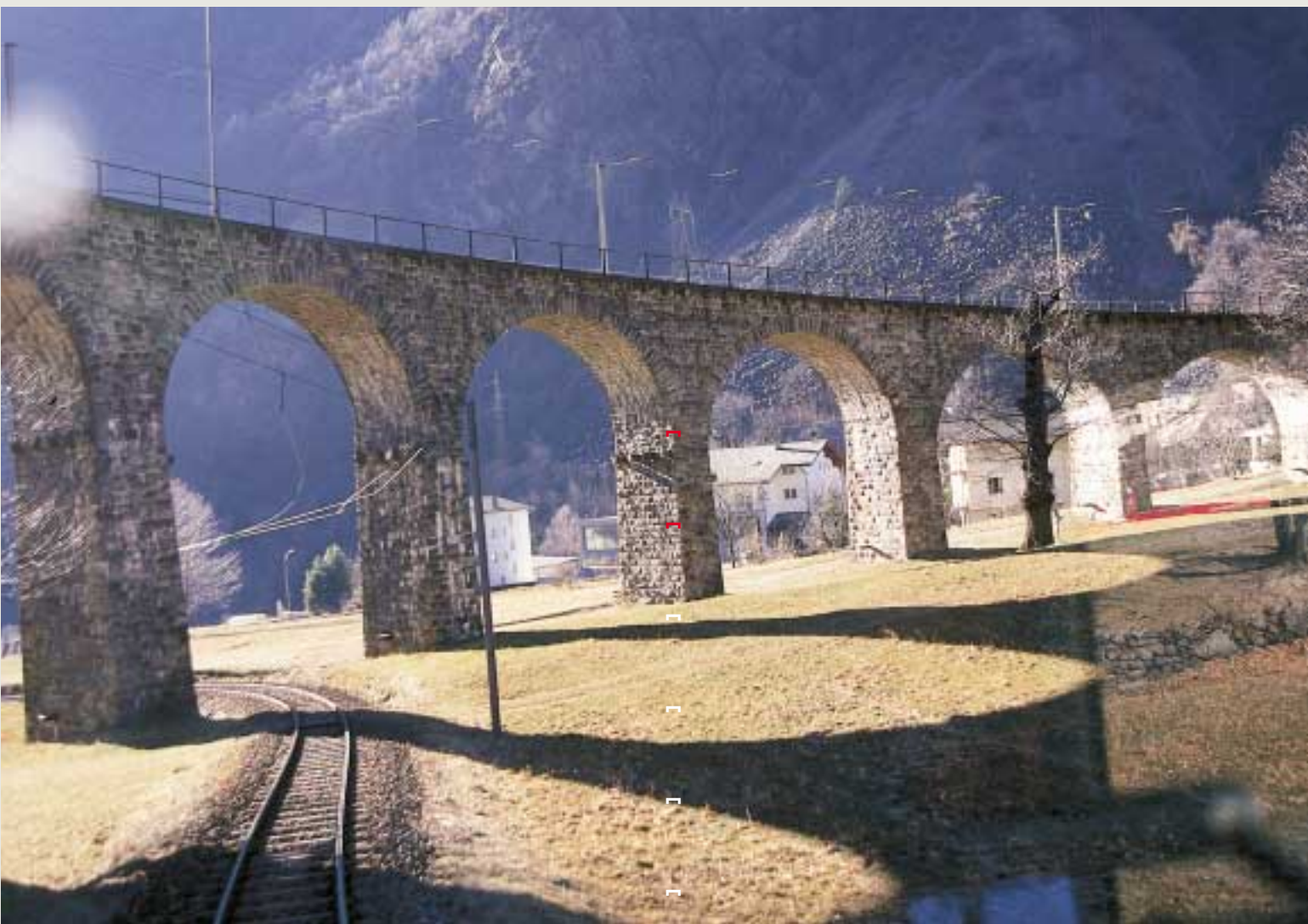
Und die «kleine Weisse» fliesst. ➔ Warum spricht man eigentlich stets vom Kirchlein von Wassen? Die rätische Wendeltreppe steigt in fünf Kehrtunnels, zwei Tunnels, zwei Galerien und neun Viadukten auf nur 12,6 Kilometern um 416 Meter nach Preda. Im Winter schlitteln, hinunter nach Bergün, im Sommer bildungswandern auf dem bahnhistorischen Lehrpfad. Durch den Albula-Scheiteltunnel – den höchstgelegenen Alpendurchstich – ins Engadin. ➔ Der erste Klimalehrpfad in den Alpen, von der Alp Muottas Muragl zur Alp Languard dem Schafberg entlang. Der Temperaturanstieg taut die Permafrostgebiete auf, lässt die Gletscher schmelzen. Zentimeter um Zentimeter. Stärkere Erosion, Überschwemmungen, Schlammlawinen, zerstörte Brücken, verheerend 1987.

90 Meter über der wilden
Albula: Der Soliser Viadukt ist
der höchste Rätien.



Lokomotivenwechsel in Pontresina. Gleichstrom statt Wechselstrom, Schmalspur ja schon von Beginn weg, auf Zahnräder wird verzichtet. Ein anderes Fließen. Die Wasser des Inn ergeben sich ins Schwarze Meer. Hinauf, so die neue Lösung; bis zu 70 Promille beträgt die Steigung. Es folgen die höchste offene Alpenüberquerung per Bahn, der Blick ins Val Morteratsch, der Lago Bianco auf dem Pass. Nach Süden. Die Gedanken werden weicher, fröhlicher, wir strömen der Adria zu. Ciao Poschiavo. Die Sturmschäden sind verschwunden, das Städtchen lacht malerischer denn je, das Spaniolenviertel, Hildesheimer zog es hierher, Künste liegen in der Luft. Der Duft gerösteter Kaffeebohnen im ganzen Puschlav. Staatlich kontrollierter Schmuggel

Der Kreisviadukt bei Brusio, letzte Kehre auf der Talfahrt ins Veltlin, bringt wertvolle Höhenmeter: vollendete Schönheit und Nützlichkeit in einem Guss.



noch bis 1994. Zigaretten und Kaffee, tonnenweise, später Radios und Filmkameras. Legale Ausfuhr im Zwischengelände, illegale Einfuhr ins Veltlin, durch italienische Spalloni getragen in deren Bricolla, auf bewilligten Routen, zu bestimmten Zeiten. ➤ Tirano, seit 1804 wieder Italien. Unscheinbar, unterschätzt. Schon früher. Vernichtende Niederlage des Niklaus von Mülinen am 11. September 1620, Verhandlungskünstler Jürg Jenatsch. ➤ Madonna di Tirano, Veltliner Fussreisen, Grenzschlängeln. Südländische Lebenslust. Die Pizzoccheri Valtellinesi schmecken vorzüglich. Buchweizennudeln mit Kartoffeln. Wein aus Nebbiolo-Trauben. Der Reisende wird heimisch. Gelungener Brückenschlag. ➤ **Gewinnen Sie eine Reise mit dem Bernina-Express. Siehe Talon.**

Auf der Suche nach dem perf

Der Beruf des Kundenberaters ist eine Gratwanderung. Ein Berater sollte kompetent wirken und trotzdem nicht zu viel sprechen, auf den Kunden eingehen, ohne aufdringlich zu sein, und jederzeit glaubwürdig agieren.

Jacqueline Perregaux, Redaktion Bulletin

Über Erfolg oder Misserfolg einer Kundenbeziehung entscheiden häufig Sekunden. Ausschlaggebend ist die erste Begegnung. Dann wird im Unterbewusstsein ein erstes Bild vom Gegenüber geformt. Diesen «ersten Eindruck» nachträglich zu korrigieren, ist fast unmöglich. Gerade weil niemand innert so kurzer Zeit einen adäquaten Eindruck von einer Person und ihrem Charakter gewinnen kann, gehören Äusserlichkeiten zu den wichtigsten Faktoren beim ersten Eindruck: Auftreten, Stimme, Kleidung, Körperhaltung. Aufschlussreich ist ein Experiment in der Schalterhalle einer Bank: Der eine Kundenberater sitzt mit Anzug, Hemd und Krawatte hinter dem Schalter, sein Kollege in Poloshirt und Jeans. Die überwiegende Mehrheit der Kunden steuert – unbewusst – auf den Mann im Anzug zu. Ebenso interessant ist die Tatsache, dass Frauen als Kundenberaterinnen offenbar besonders geschätzt werden, weil man ihnen Eigennutz und Verschlagenheit nicht zutraut. Kundinnen und Kunden fassen deshalb schneller Vertrauen zu ihnen als zu ihren männlichen Kollegen. Andererseits wird bei Frauen viel stärker darauf geachtet, ob sie fachlich auch wirklich kompetent sind.

Ob Berater oder Beraterin, wichtig ist, dass Auftreten und Umgangsformen über jeden Zweifel erhaben sind. Solche «Kleinigkeiten» zu beachten, lohnt sich, denn 71 Prozent der Menschen kaufen, weil sie den Verkäufer sympathisch finden, ihn respektieren und ihm vertrauen. Das ist in einer Bank nicht anders als in einer Kleiderboutique. Die Credit Suisse bietet für diesen Teil der Kundenberater-Ausbildung ein Modul unter der Bezeichnung «Fit for Events» an. Hier lernen angehende Kundenberater vom richtigen Essen von Fisch bis zu den Regeln, die sie beachten müssen, wenn sie zwei Personen einander vorstellen, einfach alles, um sich in Gesellschaft von Kunden jederzeit freundlich, korrekt und kompetent verhalten zu können.

Aber das ist ja erst der Anfang. Was braucht es denn konkret, damit ein Berater oder eine Beraterin die «Brückenfunktion» zwischen Bank und Kunde erfolgreich wahrnehmen kann? Eine



wichtige Eigenschaft ist das Zuhörenkönnen. «Wir nennen in unseren Ausbildungsseminaren jeweils ein Verhältnis von 70 zu 30 Prozent», meint Valentina Lez, verantwortlich für die Ausbildung der Kundenberater bei Credit Suisse Private Banking. «Das bedeutet, der Kundenberater sollte zu ungefähr zwei Dritteln zuhören und nur während etwa einem Drittel des Gesprächs selber reden.» Ein guter Kundenberater kann beim Kundengespräch mit ein paar wenigen Worten eine angenehme Atmosphäre schaffen. Als kommunikativer Mensch ist er gern in Gesellschaft, geht zum Beispiel mit seinen Kunden in die Oper oder lädt sie zu einem Abendessen ein. Das ist übrigens eine Anforderung an Kundenberater, die nach Ansicht von Christian Vonesch, langjähriger Verantwortlicher für Kundenberater im Private Banking und heute Leiter Market Unit Zürich des Credit

ekten Kundenberater



Kommen wir damit dem Bild des «idealen Kundenberaters» nun näher? «Den idealen Kundenberater gibt es nicht», erklärt Christian Vonesch. «Im Gegenteil, Kundenberater und -beraterinnen sollen möglichst verschieden sein, damit sie auch unterschiedliche Kundenpersönlichkeiten betreuen können.» In diesem Sinne ist der ideale Kundenberater derjenige, der sich nicht verstellen muss, der die gleiche Wellenlänge wie sein Kunde hat. Schliesslich ist eine Beratung eine sehr persönliche Angelegenheit. Umso wichtiger ist es, dass sich Kunde und Kundenberater in erster Linie als Menschen wahrnehmen können.

Professionalität ist zwar unabdingbare Voraussetzung für einen guten Kundenberater, der zwischenmenschliche Aspekt ist jedoch entscheidend. Erfolgreiche Kundenberater der Credit Suisse, die gefragt werden, welche Kriterien ein angehender Kundenberater erfüllen muss, nennen auffällig oft «soft skills» wie sympathisches Auftreten, gute Umgangsformen, die Art, wie jemand mit den Kunden spricht. Fachliche und verkäuferische Fähigkeiten kommen als Erfolgsfaktoren erst hinterher.

«Emotionale Intelligenz» heisst das Zauberwort

Das heisst, der ideale Kundenberater ist weder reiner Lieferant von sachbezogenen Informationen, noch ist er unkritischer Freund, sondern Partner. Wer die Interessen, Motive und Gefühle seines Kunden kennt, hat es leichter, eine langfristige Beziehung aufzubauen. Kein Wunder, denn erst die persönliche Beziehung schafft Verbindungen, die im Gegensatz zu Produkten – gerade im Bank- und Versicherungsbereich – nicht mehr einfach austauschbar sind. Und: Fachliches Know-how kann sich ein Kundenberater in Seminaren und Weiterbildungen aneignen, «soft skills» hingegen sind oft eine Frage des Charakters und der Persönlichkeit eines Menschen.

Gefordert ist neben Fach- und Produktwissen, Selbstorganisation und Fleiss also vor allem eins: emotionale Intelligenz. Nur wer sich in jemanden einfühlt, kann sich überhaupt anmassen, ihn gut zu beraten. Angesichts der praktisch globalen Austauschbarkeit von Produkten kommt dem «Faktor Mensch» immer grössere Bedeutung zu. Umso wichtiger ist die Einsicht, dass Geschäfte von Mensch zu Mensch und nicht zwischen Firma und Kunde gemacht werden. Kunden entscheiden übrigens zu 95 Prozent nach Gefühl, ob sie etwas kaufen oder nicht. Wer sich also optimal auf seine Kunden einstellen kann, hat einen ungeheuren Vorsprung gegenüber anderen. Oder, wie vom Vorstand der Deutschen Bank schon vor längerem propagiert: Alleine mit Lächeln könnte 25 Prozent mehr Umsatz gemacht werden. Es kostet nichts und bringt sehr viel.

Suisse Private Banking Switzerland, in Zukunft an Bedeutung gewinnen wird: die Bereitschaft, ihren Kunden und deren Lebenspartnern auch an Wochenenden zur Verfügung zu stehen, etwa um gemeinsam noch etwas zu besprechen und anschliessend eine Veranstaltung zu besuchen.

Zuhören, Bedürfnisanalyse, selbst Konzerteinladungen allein nützen nichts, wenn den Worten keine Taten folgen. Deshalb ist die Verbindlichkeit eines Kundenberaters ein weiterer zentraler Erfolgsfaktor. Der Kunde muss spüren, dass sich der Berater für ihn einsetzt und seine Anliegen ernst nimmt; Glaubwürdigkeit fördert das Vertrauen des Kunden in seinen Berater. Ein Kundenberater muss sich in seinen Kunden hineinversetzen können, Interesse am Kunden als Menschen und an seiner Situation zeigen, sich nach seinen Bedürfnissen ausrichten.

Die «Röstibrücke» und ihr

Der Röstigraben ist – fast schon zum Überduss – in aller Munde. Von Christophe Büchi, Westschweizkorrespondent der NZZ, wollten wir etwas über die Röstibrücke erfahren.

Wer sich in der Welt ein bisschen herumgesehen hat, weiss: Wo eine Brücke ist, ist meist auch ein Graben. Der Satz lässt sich aber auch umkehren: Wo ein Graben ist, findet man auch eine Brücke. Wenn dies zutrifft, müsste es am «Röstigraben» eigentlich auch «Röstibrücken» geben. Machen wir uns auf den Weg.

Zuvor aber: Wo liegt eigentlich der «Röstigraben», von dem man so oft spricht? Die Frage ist gar nicht so leicht zu beantworten. Denn die «Grenze» zwischen deutscher und welscher Schweiz ist nicht eine durch Grenzpfähle, Stacheldraht und Zollhäuschen markierte Linie, sondern eine immaterielle, geradezu imaginäre Grösse.

Nehmen wir als Beispiel den zweisprachigen Kanton Freiburg. Viele Schweizer meinen, dass der Saanefluss die Sprachgrenze bildet, und die Romands bezeichnen die Deutschschweiz kurzerhand als «outre-Sarine», als Gegend jenseits der Saane. Nun ist die Wirklichkeit etwas komplizierter. Die Saane entspringt im bernischen, das heisst deutschsprachigen Saaneland. Dann durchquert sie das waadtländische Pays d'En-Haut und das freiburgische Greyerzerland, wo auf beiden Seiten des Flusses französisch gesprochen wird, von zwei kleinen Gemeinden im Jauntal abgesehen. In der zweisprachigen Kantonshauptstadt sind die Verhältnisse vollends unübersichtlich. Zwar wurde früher im rechtsufrigen gelegenen Au-Quartier in der Unterstadt mehr deutsch gesprochen als in den linksufrigen Stadtvierteln, aber heute hat sich das durchmischt. Erst im Norden der Stadt ist die Saane auch Sprachgrenze, doch in der Gegend von Murten beginnt sie links und rechts zu hüpfen, sodass die Sprachenkarte hier wie ein bunter Flickenteppich aussieht.

Richtig anschaulich ist die Sprachgrenze eigentlich nur unmittelbar nördlich der Kantonshauptstadt, wo sie ein Stück weit mit dem Cañon der Saane zusammenfällt. Wenn man also feststellen will, ob es nicht nur einen «Röstigraben», sondern auch «Röstibrücken» gibt, geht man am besten dorthin.

Und in der Tat stösst man hier auf eine «Röstibrücke» von bemerkenswerter Eleganz: das Grandfey-Viadukt. Unzählige

Reisende sind schon darübergefahren; denn es ist die Eisenbahnbrücke, über die der Schnellzug Bern–Freiburg–Lausanne rollt. Nur achtet man sie kaum. Beim Überqueren ist bereits die Lautsprecheransage erfolgt, man komme in Freiburg an, sodass sich männiglich und fraulich zum Aussteigen bereit machen. Und wem nicht tut und aus dem Fenster blickt, sieht ja nicht die Brücke, sondern den achtzig Meter tiefen Saanegraben – oder weit hinten die Autobahnbrücke, die es mit der Eisenbahnbrücke an Eleganz jedoch bei weitem nicht aufnehmen kann.

Wer indes über die Autobahnbrücke fährt, merkt erst, wie schön diese Eisenbahnbrücke ist, die sich in einer zweistöckigen Pfeilerreihe über die Saane spannt. Auch der Spaziergang über die Fussgängerpasserelle lohnt sich; denn hier lässt sich ein tiefer Blick in den «Röstigraben» tun – selbst wenn man damit rechnen muss, dass einem gelegentlich ein Schnellzug über den Kopf hinwegdonnert. Über das Gelände sollte man sich besser nicht hinauslehnen. Allerdings zeigen Graffiti («f... the police», «f... Schweizer Käs»), dass die Virtuosen der Spraydose ihrer Kunst wegen den Fall in den «Röstigraben» riskieren.

Wie sind die Freiburger zu ihrer schönen «Röstibrücke» gekommen? Dies ist eine lange Geschichte, die sich zu erzählen lohnt.

Die Saane ist ein eigenartiges Flüsschen. Von der Wassermenge her bildet sie eigentlich ein armseliges Rinnsal. Aber was ihr an Breite fehlt, besitzt sie an Tiefe. Tief hat sie sich in die Landschaft eingefressen, sodass die Umgebung von Freiburg lange Zeit kaum befahren war. Doch 1157 wurde die Stadt Freiburg vom Zähringerherzog Berchtold IV. in einer Saaneschleufe gegründet. Es gab dort eine Furt, das heisst eine Untiefe, wo Mensch und Tier durchs Wasser waten konnten. An dieser Stelle wurde eine erste Brücke gebaut – die dortige Holzbrücke ist bis heute eine der Attraktionen Freiburgs. Bald besass die Stadt Freiburg drei stolze Brücken. Aber die Überquerung der Saane blieb bis ins 19. Jahrhundert eine mühsame Sache. Denn es galt, auf der einen Seite des Saanegrabens einen steilen Abhang zur

Graben

Christophe Büchi
hat das Grandfey-
Viadukt bei Freiburg
zur Röstibrücke
«ausgebaut».

Unterstadt hinunterzufahren, und kaum war man über dem Fluss, ging es auf der anderen Seite ebenso steil wieder hinauf.

Endlich wurde im Jahr 1834 hinter der Freiburger Kathedrale nach Plänen des französischen Ingenieurs Joseph Chaley eine Hängebrücke zum rechten Saaneufer hinüber gespannt. Sie war 246 Meter lang – ein Weltrekord, der Freiburg in ganz Europa berühmt machte. Und bald danach entstand eine zweite Hängebrücke über das Tälchen der Gottéron (Galternbach), die aber so schwankte, dass viele Leute sie lieber besichtigten als benützten.

Mitte des 19. Jahrhunderts kam die grosse Zeit des Eisenbahnbaus. Natürlich war es undenkbar, die Eisenbahnlinie mitten durch die Stadt zu legen. So beschloss man, die Saane etwas weiter nordwärts zu überqueren. 1852 wurde das Grandfey-Viadukt gebaut. Es war eine revolutionäre Eisenkonstruktion, die auf sechs achtzig Meter hohen Pfeilern ruhte.

Nur wurden die Eisenbahnzüge immer schwerer und schneller. 1891 krachte in der Nähe von Basel eine Eisenbahnbrücke, die von Gustave Eiffel, dem Eiffelturm-Eiffel, konzipiert worden war, unter der Last eines Zugs zusammen. Das Unglück kostete 73 Tote. Auch am Grandfey-Viadukt stellte man gefährliche Risse fest. Deshalb wurde die Geschwindigkeit auf 40 km/h beschränkt. Im Ersten Weltkrieg begannen die SBB, auf Strom umzuschalten. Die Grandfey-Brücke wurde einbetoniert, ohne dass der Zugverkehr eingestellt werden musste. Die Brücke verlor zwar von ihrem Reiz, dafür bekam sie jetzt die Fussgängerpasserelle. Auch die beiden Hängebrücken in der Stadt sind längst modernen Betonkonstruktionen gewichen. Dennoch ist Freiburg bis heute eine Stadt der Brücken geblieben. Was zeigt, dass der «Röstigraben» auch sein Gutes hat.

Übrigens: Beim Überqueren des Grandfey-Viadukts stellt man fest, dass die Welt auf beiden Seiten des Saanegrabens bemerkenswert ähnlich aussieht. Die Menschen sind die gleichen, die Landschaft ist die gleiche. Nichts ändert sich, ausser natürlich die Sprache. Diese Feststellung ist eigentlich einen Spaziergang wert.



Christophe Büchi lebt als Publizist und Westschweiz-Korrespondent der NZZ in Prilly. Im Jahr 2000 veröffentlichte er das bereits zum Standardwerk gewordene Buch «Röstigraben: das Verhältnis zwischen deutscher und französischer Schweiz. Geschichte und Perspektiven». Büchi erhielt mehrere Preise, zuletzt den «Prix Jean-Dumur» des Genfer Buchsalons 1986, und den «Prix de Lucerne» der Stadt Luzern 2000.



Das Konto zum Euro

Seit dem 1. Januar 2002 ist der Euro in den zwölf Staaten der Europäischen Währungsunion bare Münze. Die «Europhorie» hat sich gelegt, und die neue Währung hält – auch in der Schweiz – Einzug ins Alltagsleben. Mit dem neuen Privatkonto euro trägt die Credit Suisse diesem Umstand Rechnung. Das Konto bietet zahlreiche Vorteile: Die Zahlungsein- und -ausgänge unterliegen keinen Währungsschwankungen, die Kontoführung ist gratis und bereits ab einer Einlage von 2000 Euro profitieren die Kontoinhaber von einem attraktiven Zinssatz. Zudem können Beträge bis 500 000 Euro jederzeit frei abgeboben werden. Und mit der ec/Maestro-Karte zum Privatkonto euro können Karteninhaber weltweit Bargeld beziehen und ihre Einkäufe bargeldlos tätigen, in den zwölf europäischen Euro-Ländern sogar ohne Umrechnungsverluste. Umfassende Informationen zum Privatkonto euro finden sich auf www.credit-suisse.ch/eurokonto. (rh)

ESPRIX 2002 – Forum für Excellence

Am 27. Februar 2002 findet im Kultur- und Kongresszentrum Luzern das ESPRIX Forum zum Thema «Managing Motivation» statt. Daran teilnehmen werden rund tausend Führungskräfte aus der ganzen Schweiz. Fragen wie «Was motiviert Menschen zu Höchstleistungen?» oder «Welche Faktoren unterstützen Motivation?» stehen an der Tagung im Diskussionsmittelpunkt. Als Hauptreferenten fungieren Rolf Dörig, CEO Credit Suisse Banking; Josef Felder, CEO Unique Airport; Peter Gross, Professor für Soziologie an der Hochschule St. Gallen, sowie Evelyne Binsack, Bergführerin und Helikopterpilotin. Am Nachmittag erfolgt die Verleihung des «ESPRIX Schweizer Qualitätspreis für Business Excellence». ESPRIX ist eine Initiative der Swiss Association for Quality SAQ und der Credit Suisse. Weitere Informationen zum ESPRIX Forum finden sich auf www.esprix.ch. (rh)

Die nächste Private-Banking-Generation



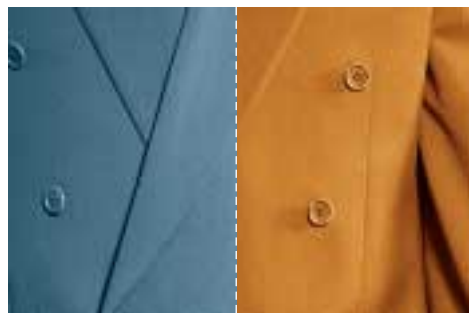
Mit der Lancierung der Website www.cspb.com.sg setzt CSPB Singapore einen neuen Massstab im asiatischen Private-Banking-Markt. Die Kunden von CSPB Singapore, die fast über die ganze Welt verteilt

sind, können nun wählen, wie sie ihre Private-Banking-Geschäfte abwickeln wollen. Sie können sich nicht nur weiterhin ganz auf ihren Relationship Manager verlassen, sondern auch jederzeit und unabhängig von ihrem Standort auf die Internetplattform zugreifen, um ihre Konten und Portfolios einzusehen, Analysen durchzuführen und Börsengeschäfte online zu tätigen. Ausserhalb der Bürozeiten können sich die Kunden entweder telefonisch, per Fax oder E-Mail an das Service Center wenden. Die dort eingesetzten Bankfachleute sprechen mehrere Sprachen und verfügen über sämtliche Kenntnisse, um Transaktionen auszuführen, Internetsupport zu geben und auf Anfragen und Wünsche einzugehen. (jp)

Massgeschneiderte Vorsorge für Firmenkunden

Seit 1. Januar 2002 ist bei der Winterthur Life & Pensions im Vorsorgegeschäft der zweiten Säule eine neue Struktur der Zusammenarbeit mit den verschiedenen Bankenvertriebskanälen in Kraft. Das Zusammenrücken von Kundenverantwortlichen

der Credit Suisse Corporate & Retail Banking und Unternehmensberatern der Winterthur ermöglicht eine rasche und professionelle Beratung und Betreuung der einzelnen Firmenkunden der Credit Suisse. Auch profitieren diese durch den neuen Vermittlungsprozess von der umfassenden Fachkompetenz des Banken- und Versicherungsbereichs aus einer Hand. (rh)



JETZT IM BULLETIN ONLINE

Formel 1 Grosse Erwartungen in neue Boliden

Die ersten Tests mit dem neuen Sauber C21 sind über die Bühne, die Ergebnisse bleiben streng geheim. Am 3. März hat der Wagen mit einem stärkeren Motor, einem leichteren Getriebe, Verbesserungen in der Aerodynamik und mit neuer Steuerungs-Software Rennpremiere beim Grossen Preis von Australien. Können sich Heidfeld und Massa mit dem C21 im 2002 durchsetzen und bewähren? Ein Saisonblick mit dem Sauber-Team.



medi-24/Medvantis Die betreuende Versicherung

Mit medi-24/Medvantis führt Winterthur Insurance in der Schweiz einen gesundheitlichen Beratungsdienst ein. Angeboten werden Präventions- und Betreuungsprogramme, insbesondere für chronisch Kranke. Bulletin Online sprach mit einem Vertreter der Winterthur Insurance und fragte nach, warum Versicherungen mehr Einfluss auf die medizinische Betreuung der Patienten nehmen wollen.

Ausserdem im Bulletin Online:

- **Mobilität sprengt Kantonsgrenzen:** Welche Schweizer Kantone können in Zukunft mit einer günstigen Bevölkerungsentwicklung rechnen, und welchen droht das Fallbeil? Harte Fakten, Regierungsstimmen und Zukunftsvisionen.
- **Videointerview:** Walter Mitchell, Lateinamerika-Experte der Credit Suisse, erklärt die Argentinien-Krise.
- **Expo.02:** Unser virtueller Reporter berichtet jeden Monat aus Cyberhelvetia.

www.credit-suisse.ch/bulletin



Sprachzauberlehrling

Paul Parin, Begründer der Ethnopschoanalyse, habe seine Zusage auf einer mechanischen Schreibmaschine getippt, gibt der Organisator der Autorenlesung in Schaffhausen seinem Stauen Ausdruck. Parin liest eine Weile, dann stellt er klar: «Meine Bücher schreibe ich von Hand.» Ist dies das Geheimnis seines Sprachzaubers? Wenig später erzählt Arbeitskollege Stephan von seinem Buchtraum, den er sich noch erfülle, irgendwann: Über den und den Stamm in Ecuador, woher seine Frau stamme und bei dem die Tradition der mündlichen Überlieferung am Aussterben sei. Diese müsse er dokumentieren. Finde ich auch, aber welcher Indiostamm war es? Vergessen. Blackout total. «Shuar oder Zapara?» frage ich per E-Mail. «Die Zapara. Dass Du Dich daran erinnerst!» kommt es umgehend zurück. Ich treibe die Hochstapelei weiter. Ob er wisse, dass das mündliche Erbe und die kulturellen Ausdrucksformen der Zapara auf der Unesco-Liste «Meisterwerke des mündlichen und immateriellen Erbes der Menschheit» stünden? Nun fange ich selbst an, mein Wissen zu bewundern – der Internetsuchmaschine Google sei Dank. Gleichzeitig bringt mich Parins «Traum von Ségou» zurück in die Studienzeit, als ich über die Goldstadt Timbuktu forschte und dabei – für mich – das schwarzafrikanische Reich der Songhai entdeckte. Heute würde ich die Lizenziatsarbeit anders konzipieren, gewichten, statt mit der Schreibmaschine mechanisch Fakten aufzuzählen. Wie gut könnte man die neuen Recherchier- und Gestaltungsmöglichkeiten einsetzen. Natürlich nicht, um den Professor zu blenden, die liebe Note, sondern um der Sache willen. Während Tabea, die Musikerin, mir zwei hörenswerte Songhai-CDs vorlegt, verlangt Cyril: «Triff mich um 18 Uhr vor dem Trainingsplatz, Kleider kaufen.» «Ich cha nid cho, mis @propos isch nid fertig», sms-le ich zurück, pflichtschuldigst in Mundart, wie es mir die Söhne ultimativ vorgeschrieben haben. Das Problem indes bleibt: Wie finde ich den Schluss? Weder Internet noch PC helfen, ich Esel am Berg, wie zu Bleisatzzeiten. Sprachzauber entstünde im Kopf allein. Parin, 86-jährig, stellt übrigens nur deshalb nicht auf den Computer um, weil er dies seiner Haushälterin nicht mehr zumuten möchte.

von Andreas Schiendorfer

andreas.schiendorfer@csfs.com



Liliane Maury Pasquier ist ein optimistischer Mensch. Mit Sorgen hält sie sich nicht lange auf, sie sucht lieber nach Lösungen.

«Das Igelverhalten schadet der Schweiz»

Die Nationalratspräsidentin Liliane Maury Pasquier versteht die Sorgen der Bevölkerung. Als höchste Schweizerin nimmt sie Stellung zum Sorgenbarometer der Credit Suisse. Die repräsentative Umfrage wurde im Oktober 2001 bei Schweizer Stimmberechtigten durchgeführt.

Interview: Martina Bosshard,
Redaktion Bulletin Online

MARTINA BOSSHARD Sind die Top-Plätze beim Sorgenbarometer auch für Sie die wichtigsten Probleme der Schweiz?

LILIANE MAURY PASQUIER Sobald die Bevölkerung diese Themen als problematisch empfindet, sind sie es auch. Ich kann alle Sorgen verstehen, setze

persönlich jedoch andere Prioritäten.

M.B. Wie würde Ihre persönliche Rangliste aussehen?

L.M.P. Meine Hauptsorge ist die Integration der Schweiz. Unser Land muss international besser verankert sein, sowohl

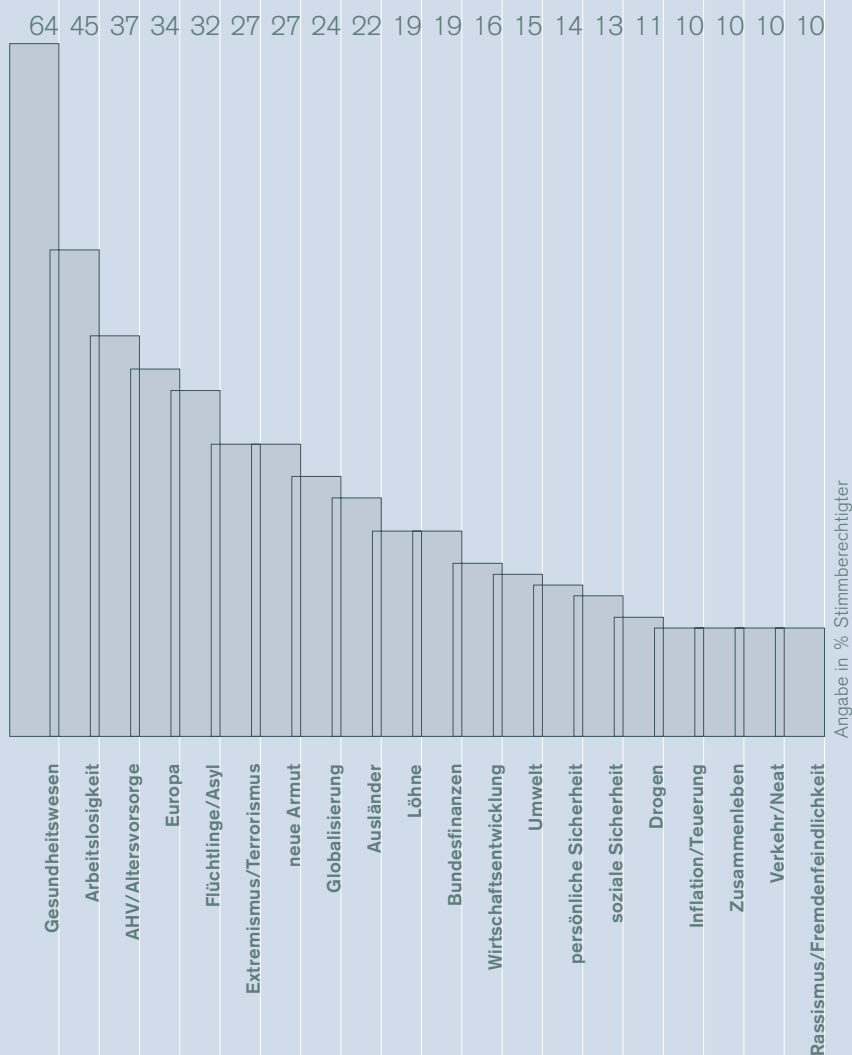
in Europa als auch in der ganzen Welt. Sehr am Herzen liegt mir auch, dass die Schweiz endlich eine aktive Familienpolitik einführt. Dies würde der Wirtschaft helfen, da das Potenzial der Frauen im Arbeitsmarkt besser ausgeschöpft werden könnte. Eine weitere Priorität ist die Umwelt. Wir sollten handeln, bevor es zu spät ist; auf keinen Fall dürfen wir die Umweltverschmutzung einfach ignorieren. Als Politikerin möchte ich dazu beitragen, dass die Umwelt-Thematik im Bewusstsein der Bevölkerung bleibt.

M.B. 64 Prozent der Befragten sehen im Gesundheitswesen das grösste Problem. Dieses war schon im letzten Jahr die Hauptsorge und hat sich nun noch gesteigert (um fünf Prozentpunkte). Wie stellen Sie sich dazu?

L.M.P. Eigentlich ist es paradox, dass das Gesundheitswesen das grösste Problem der Schweiz sein soll; wir haben eines der besten Gesundheitssysteme der Welt. Die Qualität ist einzigartig, und dank der obligatorischen Krankenkasse hat jede Person, die in der Schweiz wohnhaft ist, auch Zugang zu medizinischer Betreuung. Für mich liegt das Problem bei den Kosten und ihrer Verteilung. Wir haben 26 unterschiedliche Gesundheitssysteme – das kompliziert die Initiativen zur Kostensenkung. Der Staat braucht mehr Kompetenzen, um den Gesundheitsbereich koordinieren und kontrollieren zu können. Ich bin nach wie vor dafür,

Das waren die grössten Sorgen im Jahr 2001

Wie schon im Jahr zuvor bereitet der Gesundheitsbereich am meisten Kopfzerbrechen. Neu im Fokus stehen «Terrorismus/Extremismus» und «Neue Armut».



Das schmerzt die Schweiz

Gesundheit, Arbeitslosigkeit und Altersvorsorge führen die Rangliste an. Aber auch die Globalisierung drängt sich vermehrt in das Problembewusstsein der Schweizer.

	2001	2000	1999	1998	1997	1996
Gesundheitswesen	64	59	48	46	52	46
Arbeitslosigkeit	45	34	57	74	81	75
AHV/Altersvorsorge	37	49	45	45	39	36
Europa	34	45	43	40	39	34
Flüchtlinge/Asyl	32	41	56	47	30	25
Extremismus/Terrorismus	27	–	–	–	–	–
neue Armut	27	18	18	17	19	21
Globalisierung	24	11	13	10	9	8
Ausländer	22	–	–	–	–	–
Löhne	19	13	13	12	14	13
Bundesfinanzen	19	22	26	17	22	19
Wirtschaftsentwicklung	16	8	11	15	20	19
Umwelt	15	25	18	19	19	20
persönliche Sicherheit	14	15	18	15	13	13
soziale Sicherheit	13	15	17	15	15	18
Drogen	11	15	16	22	28	30
Inflation/Teuerung	10	10	5	8	10	12
Zusammenleben	10	–	–	–	–	–
Verkehr/Neat	10	–	–	–	–	–
Rassismus/Fremdenfeindlichkeit	10	15	22	24	21	22

dass die Krankenkassen-Prämien vom Einkommen abhängig sind. Gerade Familien würden davon profitieren. Bei der Diskussion zu möglichen Lösungen gehen die politischen Meinungen weit auseinander: Die Gesundheit wird wohl auch im nächsten Jahr die Hauptsorge bleiben.

M.B. Die Altersvorsorge war lange auf Platz zwei, neu ist sie nur noch an dritter Stelle. Hat sich die Situation auf diesem Gebiet entspannt?

L.M.P. Während der AHV-Revision wurde natürlich viel über die Kosten des Systems und das erwartete Defizit gesprochen. Sobald von Defizit die Rede ist, löst dies Angstgefühle aus. Wenn sich die wirtschaftliche Lage erholt, rücken die Defizitperspektiven in die Ferne. Die Sozialversicherungen sind sehr eng mit dem Wachstum der Wirtschaft verbunden; wenn es gut läuft – wie am Anfang dieses Millenniums –, ist der Druck weniger gross. Verschlechtert sich die Lage, ist auch das Thema AHV wieder auf dem Tisch.

M.B. Neu ist die Arbeitslosigkeit wieder auf dem zweiten Rang; für 45 Prozent der Befragten ist sie Grund zu grosser Sorge. Die Schweiz hat eine der tiefsten Arbeitslosenquoten der Welt. Warum bereitet die Thematik so viel Kopfzerbrechen?

L.M.P. Ob die Quote tief ist oder hoch: Es ist immer beunruhigend, wenn die Zahl der Arbeitslosen steigt. In den letzten Monaten wurde die Sorge natürlich durch die Probleme der Swissair verstärkt. Massenentlassungen machen Angst. Das Swissair-Debakel hatte auch eine starke symbolische Wirkung. Die nationale Fluggesellschaft war ein Inbegriff für die moderne Welt. Plötzlich kommt es in dieser Welt zu einem Verlust – das führt unweigerlich zu einer Verunsicherung in der Bevölkerung. Die Angst vor der Arbeitslosigkeit ist bei uns besonders gross, weil die Arbeit für die Schweizerinnen und Schweizer einen sehr hohen Stellenwert hat. Sie setzen Arbeitslosigkeit oft gleich mit einer Ausgrenzung aus der Gesellschaft. Dies ist in Ländern, in denen zehn oder 20 Prozent der Leute arbeitslos sind, weniger der Fall. Dort hat man eher gelernt, mit dieser Realität umzugehen.

M.B. Terrorismus/Extremismus steht neu an sechster Stelle. Auch die Globalisierung wird immer öfter genannt. Gewinnen weltpolitische Themen in der Schweiz an Bedeutung?

L.M.P. Ja, die nationalen Grenzen werden durchlässiger. Wir haben die gleichen Probleme wie andere Länder auch; deshalb müssen wir nach gemeinsamen Lösungen suchen. Natürlich haben die

Ereignisse des 11. September die Schweizer geprägt. Wenn selbst die vermeintlich unverletzliche Weltmacht USA getroffen werden kann, besteht das gleiche Risiko für die Schweiz. Ich hoffe, dass das Interesse für internationale Themen zu mehr Öffnung führen wird, denn ein Igelverhalten kann unserem Land nur schaden.

M.B. 47 Prozent der Befragten gehen von einer Verschlechterung der Wirtschaftslage im laufenden Jahr aus. Sehen Sie dies auch so?

L.M.P. Nein, ich bin von Natur aus optimistisch. Ich halte unsere Wirtschaft für sehr dynamisch, sie hat ein grosses Wachstumspotenzial. Man sollte an die eigene Wirtschaft glauben, damit sie sich positiv entwickeln kann. Wirtschaft hat viel mit Psychologie zu tun. Die negative Einstellung der Leute hängt bestimmt auch mit den Ereignissen im letzten Herbst zusammen.

M.B. Die Umfrageresultate unterscheiden sich in den verschiedenen Sprachregionen nur gering. Differenzen sind eher zwischen Stadt/Land, den sozialen Schichten und den Altersgruppen sichtbar. Ist die Angleichung der Sprachregionen ein allgemeiner Trend?

L.M.P. In den letzten eidgenössischen Abstimmungen hat man festgestellt, dass sich der Graben zwischen den Sprachregionen verkleinert hat. Ich glaube jedoch, dass bei Themen wie Aussenpolitik und Umwelt die Meinungen immer noch auseinander gehen. Falls es zu einer längerfristi-

gen Annäherung käme, würde ich mich freuen. Es wäre gut, wenn die Schweizerinnen und Schweizer vermehrt das Gefühl hätten, zum gleichen Land zu gehören.

M.B. Sie bekleiden 2002 das höchste politische Amt. Haben Sie sich spezielle Ziele gesetzt?

L.M.P. Als Nationalratspräsidentin habe ich vor allem repräsentative und organisatorische Aufgaben. Ich werde jedoch sicher bei der Kampagne für den UNO-Beitritt eine aktive Rolle spielen. Da eine grosse Mehrheit des Parlaments hinter der Kampagne steht, habe ich keine Skrupel, diese Position klar zu vertreten. Der Beitritt zur UNO ist wichtig für die Zukunft der Schweiz.

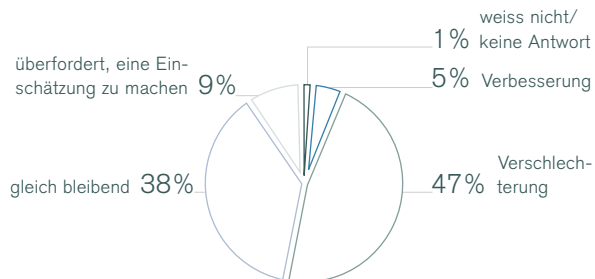
Liliane Maury Pasquier hat ein ungewöhnliches Profil für eine Nationalratspräsidentin: Die SP-Frau ist Mutter von vier Kindern, mit 45 Jahren schon Grossmutter und von Beruf Hebamme. 2002 wird sie allerdings bei keiner Geburt beistehen, der Nationalrat beansprucht sie zu stark. Liliane Maury Pasquier will erst ab 2003 wieder als Hebamme arbeiten. Der Beruf ist ihr wichtig, und die sozialen Kontakte helfen ihr bei der Arbeit als Politikerin. Den Spagat zwischen Familie, Beruf und Politik schafft sie, weil ihr Mann und sie sich die Aufgaben im Haushalt teilen. Auch nach 20 Jahren verspürt die Genferin immer noch die gleiche Leidenschaft für die Politik wie zu Beginn ihrer Karriere.

www.credit-suisse.ch/bulletin

Highlights zum Sorgenbarometer und die ganze Studie finden Sie im Bulletin Online.

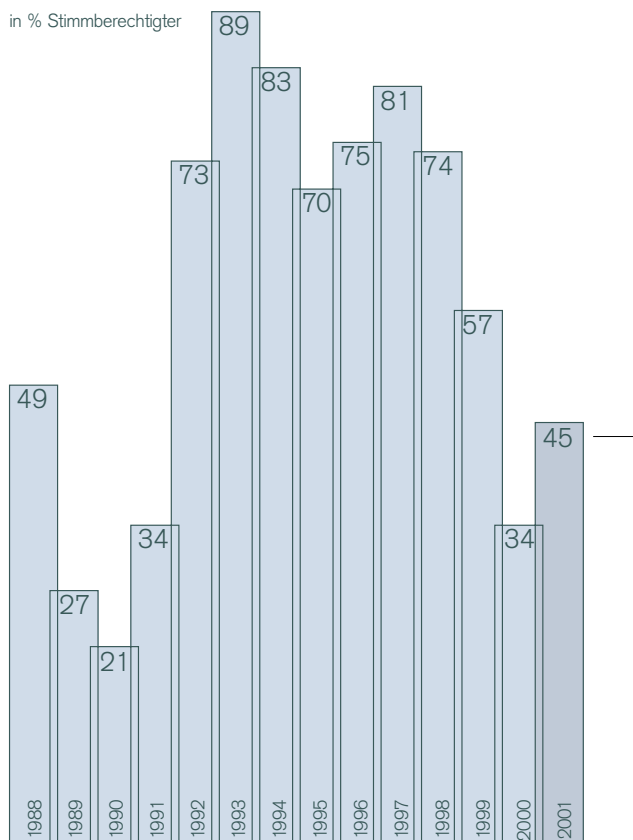
Wirtschaftsentwicklung

Bei den Erwartungen für die Wirtschaft im Jahr 2002 sieht die Mehrheit der Befragten dunkelgrau. Nur fünf Prozent der Schweizerinnen und Schweizer glauben an eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage.



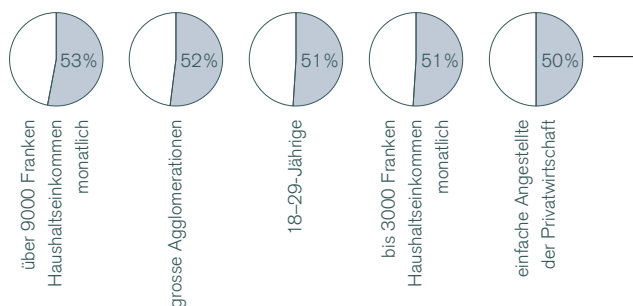
Arbeitslosigkeit macht Angst

Die Arbeitslosigkeit sorgt wieder für schlaflose Nächte. Die Terroranschläge in den USA, das Swissair-Debakel und die Entlassungen im Verkehrs- und Kommunikationsbereich verunsichern die Bevölkerung.



Sorge trotz hohem Einkommen

Die Arbeitslosigkeit ist bei Personen mit einem Haushaltseinkommen von über 9000 Franken monatlich eine Hauptsorge. Besonders betroffen fühlen sich auch Städter, junge und sozial schlechter gestellte Menschen.



keine Antwort
kein Vertrauen
weder/noch
Vertrauen

Vertrauen in...

...den Bundesrat

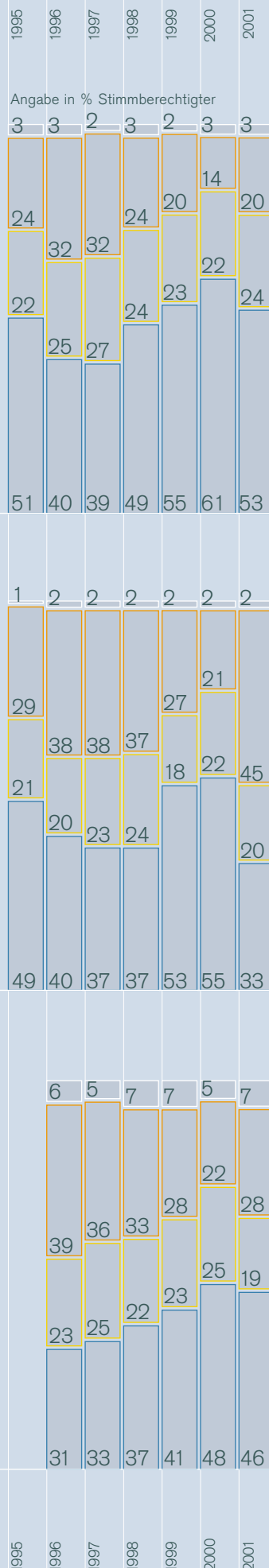
Der Bundesrat schneidet gut ab, er platziert sich noch vor dem National- und Ständerat. Die Nummer eins in der Gunst der Bevölkerung bleibt jedoch die Polizei.

...die Banken

2001 haben die Banken enorm an Vertrauen verloren. Das schlechte Resultat könnte darauf zurückgeführt werden, dass viele Schweizer den Banken die Verantwortung für das Swissair-Grounding im Oktober zuschrieben. Das Ergebnis von 2001 ist sogar noch schlechter als dasjenige von 1997/98, dem Höhepunkt der Holocaust-Debatte.

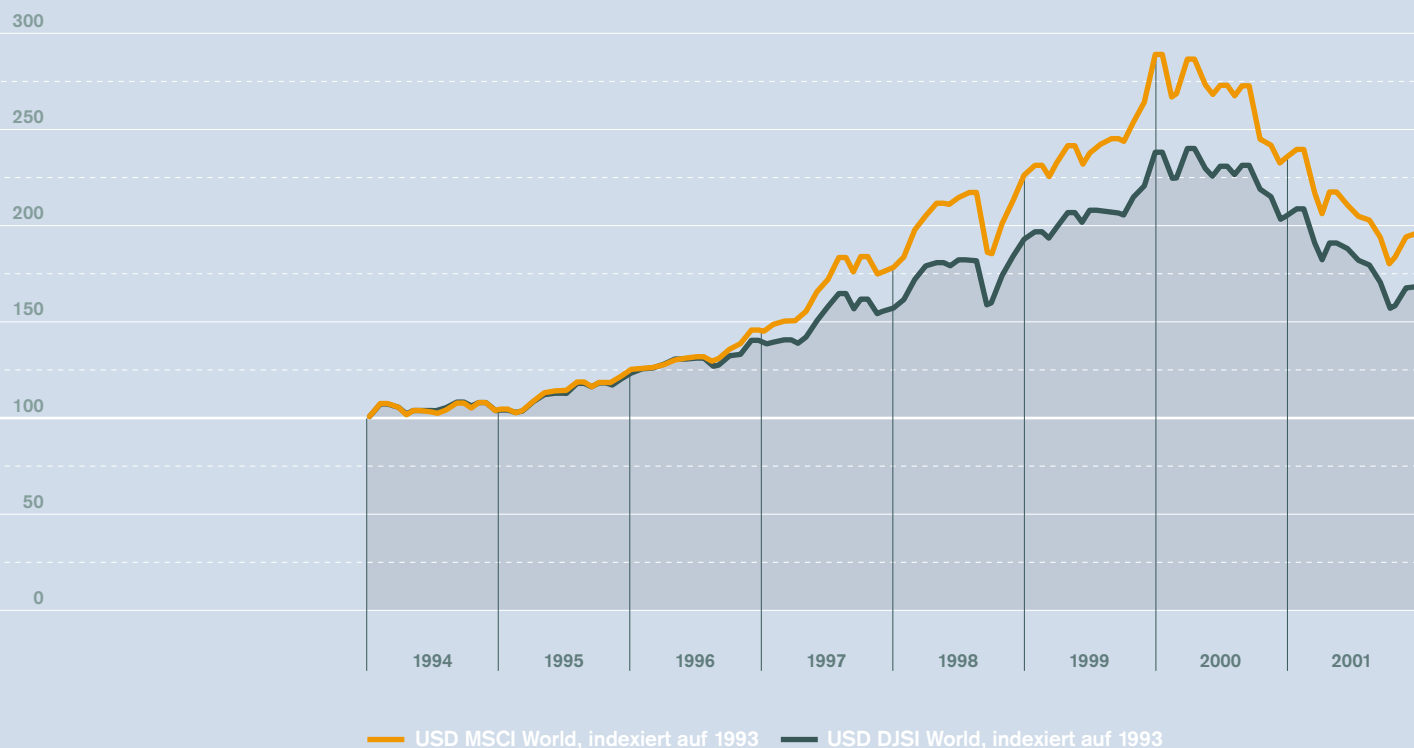
...die UNO

1996 bis 2000 stieg das Vertrauen in die UNO konstant. 2001 ist ein leichter Rückgang zu bemerken. Die Europäische Union schneidet schlechter ab – nur 30 Prozent der Bevölkerung vertrauen ihr.



Nachhaltige Papiere schneiden gut ab

Der DJ-Sustainability-Index misst die Performance von so genannten «Sustainability Leaders», also von Unternehmen, die in Bezug auf Nachhaltigkeit in ihrer Branche führend sind. Die beiden Kurven des DJ-Sustainability-Index und des MSCI-World-Index zeigen deutlich, dass sich der Erfolg der «Sustainability Leaders» sehen lassen kann. Quelle: Datastream, SAM Group



Nachhaltigkeit zahlt sich aus

Unternehmen, die sich der Nachhaltigkeit verpflichten, sind tendenziell innovativer und verfügen über ein besseres Risikomanagement als ihre Mitbewerber. Vor allem aber sind sie interessant für Investoren.

Von Christine Frey, Equity Research, Credit Suisse Financial Services, und Bernd Schanzenbächer, Umweltmanagement, Credit Suisse Group

Anleger beachten bei ihren Investitionsentscheiden neben finanziellen immer mehr auch ethische und ökologische Kriterien und bevorzugen Firmen, die sich entsprechend

verhalten. Man spricht in diesem Fall von «Nachhaltigkeit» (Sustainability). Der Begriff stammt ursprünglich aus der Forstwirtschaft. Ein Förster pflegt seinen Wald dann

nachhaltig, wenn er nur so viele Bäume fällt, wie nachwachsen können. Mit einem Kahlschlag könnte er zwar seinen kurzfristigen Gewinn steigern, für nachfolgende



«Anleger beachten neben den herkömmlichen finanziellen auch immer mehr ethische und ökologische Kriterien.»

Christine Frey,
Equity Research CSFS

Generationen hätte aber der überstrapazierte Wald kaum mehr etwas zu bieten. Deshalb wird nachhaltiges Handeln definiert als die Befriedigung heutiger Bedürfnisse, ohne die Möglichkeiten zur Bedürfnisbefriedigung zukünftiger Generationen einzuschränken – kurz, es geht um eine langfristig tragfähige Wirtschaftsweise. Wer nachhaltig wirtschaftet, denkt nicht nur an die nächsten Quartalszahlen, sondern schaut über die kommenden Jahre hinaus. Doch Nachhaltigkeit beschränkt sich nicht auf ökologische und ethische Aspekte, sondern umfasst auch soziale und ökonomische Überlegungen. Fortschrittliche Unternehmen schonen also nicht nur natürliche Ressourcen, sondern zeichnen sich durch einen respektvollen Umgang mit ihren Mitarbeitern und der Öffentlichkeit aus. Nur der Einbezug aller Verantwortungen sichert langfristige Wachstumschancen, eine Steigerung des Shareholder Value und – nicht zu unterschätzen – des Stakeholder Value. So konnten jene Unternehmen, welche sich durch progressives und innovatives Handeln an die Spitze

der neuen Sustainability-Dynamik gestellt haben, die Performance ihrer Wettbewerber in den vergangenen Jahren wiederholt übertreffen.

Sustainability hat Zukunft

Noch vor wenigen Jahren war die Investition in nachhaltig wirtschaftende Firmen einem kleinen Kreis von Fachkundigen vorbehalten. Die Titelauswahl erforderte viel Erfahrung und Fachwissen, das Wachstumspotenzial der neuen Anlagestrategie musste sich erst noch beweisen. Inzwischen haben auch grosse institutionelle Investoren das Potenzial nachhaltiger Anlagen erkannt. So hat etwa die AHV im Mai letzten Jahres 500 Millionen Schweizer Franken für

nachhaltige Investitionen beiseite gestellt, was einem Drittel ihres ganzen damaligen internationalen Investitionsportfolios entspricht. In England und Deutschland verpflichten neue Verordnungen die Pensionskassen und Fondsdienstleister sogar dazu, ihre Anlagestrategie in Bezug auf soziale und ökologische Kriterien offen zu legen. Ähnliche Vorstösse stehen im gesamten EU-Raum bevor. Der Druck der «potenziellen Shareholder» und der interessierten Öffentlichkeit wird die Unternehmen veranlassen, sich vermehrt nach ökologischen und gesellschaftlichen Kriterien zu richten. Gemäss einer Schätzung der Financial Times sind heute in Grossbri-

tannien rund 3,3 Milliarden Pfund in Sustainability-Fonds investiert gegenüber 791 Millionen Pfund vor fünf Jahren – ein starkes Wachstum, das sich in den kommenden Jahren noch akzentuieren dürfte. Auch unter privaten Investoren erfreut sich Sustainability zunehmender Akzeptanz. Immer mehr Menschen wollen bei der Geldanlage sichergehen, dass sie mit ihrem Geld nicht ökologisch und ethisch fragwürdige Firmen unterstützen. Doch bisher fehlte einem breiteren Anlegerkreis das Fachwissen, um erfolgreich in Sustainability investieren zu können.

Stock Screener analysiert

Im Bereich Sustainability erleichtert die Credit Suisse Group ihren Kunden jetzt den Einstieg ins nachhaltige Investieren. Der Stock Screener (ehemals Stock Tracker) wurde kürzlich um Nachhaltigkeitsanalysen erweitert. Beim Stock Screener handelt es sich um einen weltweiten, kostenlosen Aktienscreener mit fundamentalen und technischen Bewertungskriterien. Als Bestandteil des Kundenbereichs von Credit Suisse



«Wer nachhaltig wirtschaftet, denkt nicht nur an die nächsten Quartalszahlen, sondern schaut über die kommenden Jahre hinaus.»

Bernd Schanzenbächer,
Umweltmanagement CSG

STOCK SCREENER BIETET EFFIZIENTE AKTIENANALYSE

Aktienlisten können aus einem weltweiten Universum nach dem gewünschten Anlagestil einfach ausgewählt werden. Zusätzlich zu den gewählten Kriterien wie zum Beispiel Kurs-Gewinn-Verhältnis, Momentumwerte oder Verhältnis Preis zu Buchwert sind die gesamte Researchdatenbank von Credit Suisse und neu auch Sustainability-Berichte der SAM Group mit dem Tool verlinkt. Der Link zu Market Watch liefert zusätzlich eine grafische Analyse, aktuellste Marktdaten und Neuigkeiten zum ausgewählten Titel. Über den Trade Link ist ein direkter Kauf oder Verkauf des ausgewählten Titels im Direct Net möglich. Voraussetzung dafür ist der Zugriff zum Direct Net. Auch hier hilft Ihnen Ihr Anlageberater gerne weiter.

Die personalisierte MyScreen Funktion ermöglicht es, einmal erstellte und gespeicherte komplexe Marktübersichten durch einen einfachen Klick aufzurufen. Als Ideenquelle können auch die vordefinierten Experts' Screens hinzugezogen werden und auf individuelle Bedürfnisse abgeändert als MyScreen abgespeichert werden.



So präsentiert sich der Stock Screener auf dem Bildschirm. Informationen zur Nachhaltigkeit sind mit einem Mausklick abrufbar.

DIE VORTEILE DES STOCK SCREENERS AUF EINEN BLICK

- Ethische und ökologische Kriterien als Zusatz zu den herkömmlichen finanziellen Kriterien
- Der Stock Screener ist neu mit Sustainability Ratings und dazugehörigen Research-Berichten des externen Partners SAM Group ausgestattet.
- Zeitersparnis durch Speichern Ihrer eigenen Screens und Zugriff auf vorbereitete Experts' Screens.
- Zugang zu allen Research-Dokumenten von Credit Suisse Private Banking, News und detaillierten Marktinformationen der einzelnen Titel.
- Direkter Link zu Direct Net erlaubt schnelles und einfaches Handeln.

Private Banking ist er unter www.cspb.com bei den Online Service Tools zu finden. Kunden erhalten über ihren Anlageberater Zugriff zu dieser Finanzplattform.

Zu den bestehenden Kriterien ist neu ein ökologisches, ökonomisches und gesellschaftliches Rating pro Titel mit umfassendem Research-Bericht zur Nachhaltigkeit des Titels hinzugekommen. Die Analysen und Einschätzungen, welche dem Rating zugrunde liegen, stammen von einer unabhängigen Drittpartei, SAM Sustainable Asset Management. Die erweiterte Funktionalität des Stock Screeners ermöglicht es, Sustainability-Kriterien gegen andere Kriterien abzuwägen. Zudem werden Analysen und Einschätzungen zum Herunterladen angeboten. Somit können Anleger ihre Investitionsentscheide nach ihren eigenen Wünschen und Ansprüchen fällen.

Wer sein Vermögen zwar mit gutem Gewissen investieren möchte, die Titelauswahl nach ökonomischen, ökologischen und sozialen Kriterien jedoch einer Fachperson überlassen will, findet den richtigen Ansprechpartner. Anleger können ihren Portfolio-Manager auch anweisen, nur in Titel zu investieren, welche ihrem ethischen Anforderungsprofil entsprechen.

Christine Frey,
Telefon 01 334 56 43
christine.frey@cspb.com
Bernd Schanzenbächer,
Telefon 01 333 80 33
bernd.schanzenbaecher@csg.ch

Vielleicht schon ein Millionär, ohne es zu wissen



Die letzte Ausgabe des Bulletins war dem Thema Reichtum gewidmet. Am Ende des Artikels «Who wants to be a millionaire» forderten wir die Leserinnen und Leser auf, uns weitere Irrtümer beziehungsweise Einsichten mitzuteilen. Die Reaktionen waren vielfältig und reichten von kurzen Statements bis zu längeren Betrachtungen. Eine Auswahl:

«Reichtum ist des Glückes Plunder!» lautet die Inschrift am roten Rathaus in Berlin, wie uns Raymond Spengler aus Wallisellen mitteilt, während Heinz Ritter, Zürich, den Lesern das Sprichwort «Dem Reichen ist alles reich» unkommentiert zur freien Interpretation überlässt.

Auch in Deutschland wird das Bulletin aufmerksam gelesen, wie zwei Stellungnahmen per E-Mail belegen. Volker Freystadt aus Wörthsee führt aus, dass im Schnitt rund 40 Prozent der Ausgaben eines Durchschnittshaushalts für Kapitalkosten aufgewendet werden müssten und in Deutschland die Bankzinser-

träge in den letzten 32 Jahren um 3,5-mal stärker zugenommen hätten als die Wirtschaftsleistung. Der Hildesheimer Manfred Glombik hingegen macht auf Reichtümer in anderen Kulturkreisen aufmerksam. «Reichtum à la Papua bestehend aus Wildschweinzähnen und Kaurimuscheln zeigt ein Halsband, das zugleich den Vorteil hat, dass jeder Betrachter sofort weiss, wie gut es dem Besitzer geht.»

Es gab aber auch kritische Stimmen: «Was Sie als Irrtümer abtun, ist zum Teil tiefe Weisheit», meint etwa Martin Pfyffer aus Solothurn. «Und statt den Weisheiten nachzuforschen, betrachten Sie diese von einem oberflächlichen, materialistischen und rationalistischen Standpunkt aus.» Kurt Rohrbach, Schönenberg, geht unter anderem auf die Armut in der Dritten Welt ein: «Strategen sind der Meinung, dass die Globalisierung die Armut in diesen Ländern mildert. Das Gegenteil ist der Fall. (...) Die westlichen Investoren haben das verdiente Geld immer wieder zurück-

fliessen lassen, sonst würden sie den Einsatz gar nicht wagen. Globalisierung lässt den Mittelstand «krepieren», und, siehe Südamerika, die Schere zwischen Reich und Arm wird weiter.»

«Das Bulletin 6 ist nicht nur interessant zu lesen, sondern schenkt auch Wissen», stellt Eugen Graf aus Meilen fest. «Dazu gehört Ihre Information rund um die Million. Eigentlich gehörte auch der Name Nobel mit dazu, ist doch dessen

Preis vermutlich das am besten bekannte Beispiel erfolgreichster Vermögensverwertung.»

Einen überraschenden Aspekt erläutert Ernst Wolfer aus Wädenswil: «Die AHV-Rente für mich und meine Frau beträgt 3090 Franken pro Monat, also 37 080 Franken pro Jahr. Das zugrunde liegende Kapital wird mit

einem Umrechnungssatz von 7,2 Prozent gerechnet. 100 Prozent Kapital wären 515 000 Franken. Eine halbe Million liegt also in «Bern» für uns bereit. Dazu kommt die Pension aus der zweiten Säule, der betrieblichen Vorsorge (BVG). Ab mittlerem Kader kann diese bald einmal höher sein als die AHV. (...) So ist wohl mancher schon Millionär, ohne es zu merken.» (schi)

Leserbriefe

Weitere Leserreaktionen, insbesondere zum Artikel «Für eine Ehe mit Trauschein» von Manuel Rybach über die Frage des UNO-Beitritts aus der Sicht der Wirtschaft, finden sich im Bulletin Online: www.credit-suisse.ch/bulletin.

Grosses Medieninteresse

Das GfS-Forschungsinstitut führte im Auftrag des Bulletins die repräsentative Umfrage «Reichtum – nicht nur eine Frage des Geldes» durch. Diese enthielt eine Vielfalt an spannenden Ergebnissen, die wir im letzten Bulletin zusammenfassten. Das Medienecho war entsprechend gross, wobei das Thema «Mindestlöhne» eindeutig im Vordergrund stand.

So titelten die Schweizer Zeitungen:

Tages-Anzeiger Klares Ja zu Minimallöhnen

Walliser Bote Überwältigende Mehrheit für staatlich fixierte Mindestlöhne

Thurgauer Zeitung Fast alle wollen garantierte Mindestlöhne

24 heures Des salaires minimaux fixés par l'Etat?

20 Minuten Die Manager sind ihr Geld nicht wert

Neue Zürcher Zeitung Umfrage zum Reichtum

St. Galler Tagblatt Mehrheit für Mindestlöhne

Landanzeiger, Oberentfelden Repräsentative Meinungsumfrage der Credit Suisse zum Thema Reichtum

Le Temps Les Suisses pour des salaires minimaux fixés par l'Etat

Zwischen Bundeshaus und Paradeplatz

Der 850-seitige Sammelband «Zwischen Bundeshaus und Paradeplatz», herausgegeben von Joseph Jung, Chefhistoriker der Credit Suisse Group, behandelt die Tätigkeit der Banken der Credit Suisse Group im Zweiten Weltkrieg. Das Bulletin bat sechs unabhängige Experten um eine Rezension.



Der Zürcher Paradeplatz in den Vierzigerjahren. Rechts im Bild das Gebäude der Schweizerischen Kreditanstalt.

Umfassende Analyse von Banken in einer Krisenzeit

Jonathan Steinberg
Professor of Modern
European History,
The University of Pennsylvania

Seit 1995, als die Schweiz plötzlich ins Scheinwerferlicht der weltweiten Medien geriet, entwickelte sich im kleinen Alpenland eine veritable Geschichtsindustrie, die sich emsig bemühte, die dunklen

Seiten der Schweizer Neutralität während des Zweiten Weltkriegs aufzudecken. (...)

Inmitten der Flut von Berichten zu diesem Thema ist die Publikation «Zwischen Bundeshaus und Paradeplatz» ein Meilenstein, eröffnet sie doch eine neue Etappe der «Vergangenheitsbewältigung». (...) Der Leser erhält Zeugnisse von drei unterschiedlichen

Finanzinstituten (Schweizerische Kreditanstalt, Schweizerische Volksbank, Bank Leu). Dieses Buch bietet die erste ausführliche Übersicht über ein bedeutendes Stück Schweizer Finanzgeschichte. Es behandelt überdies eine Reihe von Themen (u. a. Goldhandel, Arisierung), die ähnliche historische Projekte bei der Deutschen Bank und der Dresdner Bank in separaten Monografien aufgearbeitet haben. Somit bietet dieses Werk in einem

Band eine Analyse des Verhaltens von Banken in einer Krisenzeit.

Das Buch ist sehr schön gestaltet, und der Text wird mit historischen Fallbeispielen von schlecht behandelten Kunden, Arisierungen und Raubkunst ergänzt. (...) Farbige Textkästen bieten nützliche Hintergrundinformationen. Es gibt eine chronologische Übersicht aller relevanten Ereignisse, ein ausgezeichnetes Stichwortverzeichnis, eine Reihe hervorragender Grafiken und statistischer Tabellen. Die Lektüre gestaltet sich so bequem wie der Aufenthalt in einem eleganten Schweizer Hotel.

Die Geschichte selbst ist unerfreulich. Sie wird auf ruhige, nüchterne Art – vielleicht ein bisschen zu nüchtern – geschildert. So werden Aspekte von Goldtransaktionen folgendermassen kommentiert: «Trotzdem wären Überlegungen ethisch-moralischer Natur angebracht gewesen; doch solche sind nicht aktenkundig.» Dies kann man nicht gerade als einen Schrei der Empörung bezeichnen. Ungewöhnlich ist die vorsichtige Nennung von Einzelpersonen. Jüdische Kunden und Firmen werden nicht namentlich erwähnt und auch nur sehr wenige Führungskräfte der Bank. Es wäre aber nicht gerecht, sich zu beklagen, wenn so viel geboten wird.

Die Credit Suisse Group hat die Verantwortung gegenüber der Geschichte wahrgenommen und kann stolz darauf sein, was durch die eigenen Forschungen erreicht wurde.

Korrektur an der offiziellen Geschichtsschreibung

Jean-Christian Lambelet
Professeur d'Economie,
Directeur Institut Créa,
Université de Lausanne

In diesem umfangreichen und auch thematisch weit ausgreifenden Werk leistet das Kapitel «Die staatliche Kontrolle der Flüchtlingsvermögen» einen neuen, interessanten und fundierten Beitrag. (...) Der Bundesrat beschloss am 18. Mai 1943, der Schweizerischen Volksbank ein allgemeines und exklusives Mandat für die Verwaltung dieser Vermögen zu übertragen. (...)

Die Dokumente im Zusammenhang mit diesem Mandat sind heute ins Firmenarchiv der Credit Suisse Group integriert. Sie sind sehr umfangreich, da mehr als 16000 Flüchtlinge betroffen waren. Ihre Sichtung und Auswertung gestaltete sich deshalb nicht einfach. Das daraus entstandene Kapitel zeugt von einer äusserst professionell und in jeder Hinsicht mustergültig ausgeführten wissenschaftlichen Arbeit. Demnach hat die SVB die Guthaben der Flüchtlinge, trotz einigen unvermeidlichen Friktionen und kleineren Zwischenfällen, in deren Interesse effizient und korrekt verwaltet. Aus Sicht der Bank war das Mandat nicht rentabel, ja sie hat dabei sogar Geld verloren, denn die Bewältigung dieser Aufgabe war mit einem grossen personellen und zeitlichen Aufwand verbunden. Das Kapitel zeigt auf, dass den Flüchtlingen

die Guthaben ordnungsgemäss zurückerstattet und die nicht eingeforderten Guthaben dem Bund überwiesen wurden. Es liessen sich keine Hinweise finden, die darauf hindeuten würden, dass sich die SVB unrechtmässig bereichert hätte. Zu erwähnen ist auch die ausgezeichnete Zusammenfassung des Forschungsstandes über die Schweizer Flüchtlingspolitik zur Zeit des Nationalsozialismus.

Diese Studie ist ein wichtiger «Baustein» eines noch fertig zu stellenden «Gebäudes», das eine genauere, ausgewogenere und besser fundierte

Vorstellung der Geschichte der Schweiz im Weltkrieg erlaubt. (...) Eine neue Studie des Genfer Staatsarchivs zeigt auf, dass in der Region Genf 86 Prozent aller Asylbewerber aufgenommen wurden; bei Flüchtlingen mit jüdischer Religion oder Herkunft waren es über 90 Prozent. Dies bestätigt frühere Untersuchungen des Verfassers dieses Artikels. Solche und weitere, noch laufende Forschungsarbeiten tragen dazu bei, die Schweiz in Bezug auf ihre Rolle im Zweiten Weltkrieg zu rehabilitieren und das Negativbild, das in letzter Zeit, insbesondere von der offiziellen Geschichtsschreibung, noch verstärkt wurde, zu korrigieren.

Den Finanzplatz Schweiz endlich neu eingeschätzt

Walther Hofer
Emeritierter Professor für
Neuere Weltgeschichte,
Universität Bern

«Geschichte ist die geistige Form, in der sich eine Kultur über ihre Vergangenheit Rechenschaft gibt.» Dieses Wort des holländischen Historikers Jan Huizinga kommt einem in den Sinn, wenn ein Unternehmen sich daran macht, sich Rechenschaft über seine Vergangenheit zu geben. Reflektiertes Handeln, schreibt Joseph Jung, schliesse das

Bekenntnis zur historischen Verantwortung ein, und diese wiederum könne nur übernehmen, wer die Geschichte des eigenen Unternehmens kennt. (...) Jung ist zuzustimmen, wenn er festhält: «Gilt Wissenschaftlichkeit als oberstes Qualitätskriterium, so ist unerheblich, ob Forschung von öffentlicher oder unternehmerischer Seite betrieben wird.» In der Tat sind ja so genannte unabhängige Forscher keineswegs davor gefeit, von ausserwissenschaftlichen Tendenzen beeinflusst zu



werden, wie ein Blick in die Zeitgeschichte beweist.

Das vorliegende Werk ist nicht nur schwergewichtig durch seinen Umfang, sondern vor allem auch dadurch, dass es Forschungslücken füllt. Das gilt beispielsweise für die Kapitel über Geldströme der Flüchtlinge, über die Geschäftsbeziehungen der einzelnen CS-Banken mit Deutschland oder über die Finanzbeziehungen Schweiz – USA. Es zeichnet sich weiter aus durch den interdisziplinären Ansatz, das heisst durch die Zusammenarbeit von Historikern, Ökonomen, Juristen sowie Spezialisten für Bankfragen. Begrüssenswert ist auch die Befolgung des Grundsatzes, die Unternehmensgeschichte in den weiteren nationalen und internationalen Kontext zu stellen. (...)

Dass die Bedeutung des Finanzplatzes Schweiz zur Zeit des Zweiten Weltkriegs stark überschätzt wird, ist das eindrückliche Ergebnis der Studie von Hans Mast. Durch internationalen Vergleich weist er nach, dass er vor 1945 ein recht kleines Gebilde gewesen ist. Er widerlegt die immer wieder kolportierte Behauptung, die finanzielle Leistung der Schweiz sei so wichtig gewesen, dass das Deutsche Reich sie sich unbedingt habe erhalten wollen und daher von militärischen Aktionen abgesehen habe. Diese Erkenntnis trifft sich mit den Ergebnissen der Forschungen, die der Verfasser dieses Artikels zusammen mit Herbert Reginbogin im Buch «Hitler, der Westen und die Schweiz» (NZZ Verlag 2001) vorgelegt hat.

Grosshistoriografie mit extremer Nüchternheit

Jörg Baumberger
Titularprofessor für
Volkswirtschaftslehre,
Universität St. Gallen

Die 1930er-Jahre sind gekennzeichnet durch Deglobalisierung und eine zunehmend wirtschaftskriegsähnliche internationale Wirtschaftspolitik wichtiger Handelspartner der Schweiz. Die Desintegration bahnt sich bereits vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten an und bringt das – im Weltmassstab unbedeutende, im helvetischen Massstab jedoch stark auslandsverflochtene – Schweizer Finanzwesen schon in den frühen 1930er-Jahren ins Schlingern. Internationale Kredite, die soeben noch wie zukunftsweisende Erfolgspositionen aussahen, werden unversehens zu existenzbedrohenden Belastungen. Ausländische Einlagen und Vermögensverwaltungsmandate stellen die Banken der nachmaligen Credit Suisse Group vor finanzielle und menschliche Entscheidungen, auf die sie ihre tradierte Erfahrung nicht vorbereitet hat. Alles, was nicht pures Inland-Inland-Geschäft ist, gerät ins Spannungsfeld des von allen Parteien als total verstandenen globalen Krieges. In einer Zeit, in der sich zunächst einzelne und schliesslich beinahe alle normalen Geschäftsfenster zum Ausland unter gewaltigen Verlusten schliessen und die auf multilaterale Wirtschaftsbeziehungen angewiesene,

nicht Krieg führende Schweiz mit dem Rest ihres omnilateralen Finanznetzes ins Kreuzfeuer des Wirtschaftskrieges gerät, unternimmt jedes der damals noch unabhängigen Institute der Gruppe seinen je eigenständigen Versuch, heil zwischen den Klippen hindurchzusteuern und sich für die höchst unsicheren Kriegs- und Nachkriegsszenarien zu rüsten. Das vorliegende Werk ist ein flächendeckendes Audit, wie die damals noch nicht zusammengehörenden Institute je auf ihre zeit- und umstandsgebundene Art die Turbulenzen einer arglistigen Zeit zu meistern versucht haben. Was die Credit Suisse Group hier zwischen zwei Buchdeckeln vorlegt, ist das wohl umfassendste je

erstellte Röntgenbild der Operationen einer international tätigen Finanzgruppe in einer Umgebung von Krieg, Verbrechen und globaler Rechtsauflösung. Als Produkt eines beispiellosen archivarisch-historiografischen Firmen-Grossprojekts ist es eine unschätzbare Dienstleistung zuhanden der weiterverarbeitenden Wissenschaft. Die in diesem Band vereinigte General-Spurensicherung aus dem Wirkungsradius der Credit Suisse Group trägt mit Akribie, extrem weit getriebener Nüchternheit und zur Perfektion kultivierter Urteilsabstinenz den Stoff zusammen, aus dem eine neue Generation von Finanzhistorikern nach dem gegenwärtigen Anfall staatlicher Berichts-Historiografie sich ihre eigene, lebendige Synthese des Geschehens wird erschreiben können.



Mit Urteil über sich selbst zu Recht zurückhaltend

Eric L. Dreifuss
Dr. phil. et lic. iur.,
Rechtsanwalt, Zürich

Anlässlich der Generalversammlung der Credit Suisse Group 1997 hatte der damalige Präsident des Verwaltungsrates ein Versprechen abgegeben: «Wir sind nicht dafür verantwortlich, was unsere Vorgänger im Einzelnen getan oder unterlassen haben. Aber

wir haben zu verantworten, wie wir heute mit der Geschichte umgehen. Wir sind bereit, (...) unsere Vergangenheit zu durchleuchten und die Ergebnisse offen zu legen.» Ich frage, ob das Versprechen eingelöst wurde.

Die Frage ist, was die Form angeht, zu bejahen; was vorliegt, ist eine umfangreiche, ausführliche Publikation. Ich denke, dass das Wort auch hin-

sichtlich Inhalt gehalten wurde; so wurde der Band auch in der Presse aufgenommen («solide Forschungsarbeiten» gemäss «NZZ», keine «Gefälligkeitsstudie» gemäss «Tages-Anzeiger»).

Das Werk ist ein Bericht, weniger eine Erzählung, auch keine Interpretation, wie die Historiker sie manchmal versuchen. Man hat zur Diskussion gestellt, ob es nicht des Urteils und der Thesen zu sehr entbehre. Ich neige dazu, die Frage zu verneinen. Wohl ist der Band ein historisches Buch; aber es ist autobiografisch, umfassend im Sachverhalt, zurückhaltend im Urteil in der Tat. Ist es nicht schicklich, das Urteil über sich selber, wenn die Fakten gegeben sind, anderen zu überlassen, die, mit grösserer Distanz, hierzu eine bessere Legitimation haben? Im Übrigen sprechen zahlreiche Fallbeispiele für sich selber, legen etwa die Verstrickung in Arisierungen dar; und was den Umgang mit den nachrichtenlosen Vermögen nach dem Krieg angeht, ist (zu) geringe Sensibilität eingeräumt.

War es sinnvoll, das Buch zu schreiben? Die Vorlage eines Bandes, der der Unternehmensgeschichte im weiteren Sinn gewidmet ist, ist von geschäftspolitischer Relevanz. Er trägt bei zum Verständnis dessen, was die Identität der Bankengruppe heute ist. Auch die Geschichte eines Unternehmens in der Welt, in der es tätig war und ist, gehört zur – vielfach beschworenen – corporate identity. Diese hat, über das Wirtschaftliche im engeren

Sinn hinaus, mit Werten zu tun, will Vertrauen schaffen. Der Entscheid, über die eigene Geschichte in schwierigen Zeiten zu berichten, hat diesen (vertrauensbildenden) Aspekt.

Gerne stellt man bei der Lektüre fest, dass ein Team an der Arbeit war, das Historiker, Juristen und Ökonomen umfasste, um dergestalt eine

möglichst ganzheitliche Darstellung zu erzielen. Gerade die interdisziplinäre Dimension hat man in einzelnen Studien der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, einer Historikerkommission, zum Teil vermissen müssen. Kritik?

Ja: Schade, dass das Buch nicht früher, viel früher geschrieben worden ist.

Berichte substanziell ergänzen und vertiefen und dadurch zur weiteren Erhellung der Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg beitragen. Interessant sind z. B. die Teilstudien über die Vermögenswerte von Flüchtlingen in der Schweiz und über die Kunstdrehscheibe Schweiz.

Der gewichtige Sammelband, an dem unter der Leitung des Historikers Joseph Jung zahlreiche Autorinnen und Autoren mitgearbeitet haben, ist im Kontext eines grösseren Forschungsprogramms zu sehen, zu dem auch die im Jahre 2000 erschienenen zwei Bände über die Geschichte der Schweizerischen Kreditanstalt und der Winterthur-Versicherungen zählen.

Dieses sehr ambitionierte Forschungsprogramm ist für den Finanzplatz Schweiz erstmalig. Die drei gewichtigen Bände antworten auf Forschungslücken und geben mit ihrem interdisziplinären Ansatz dem Leser auch im Anmerkungsapparat eine Fülle von Anregungen.



Ambitiöses, pionierhaftes Forschungsprogramm

Urs Altermatt

Professor für Allgemeine und Schweizerische Zeitgeschichte, Universität Freiburg/Schweiz

Auch wenn die verunsicherte Öffentlichkeit von den Historikern gerade in kontroversen Fragen endgültige Antworten erwartet, besitzen historische Studien keinen definitiven Charakter und unterliegen einer ständigen Revision. Dies gilt auch für die Studien der Bergier-Kommission, die in der Geschichtsschreibung über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg zweifellos eine Zäsur brachten. Es ist deshalb zu begrüßen, dass Banken, Unternehmen, Verbände und Kirchen ihre eigene Geschichte während der Jahre 1933 bis 1945 aufarbeiten lassen.

In einem Werk von 850 Seiten legt die Credit Suisse Group Studien vor, die die Bestände der eigenen Firmenarchive und anderer

Archive auswerten und die Geschichte der zur Gruppe gehörenden Banken und deren Geschäftstätigkeit in den Kriegsjahren untersuchen. Es versteht sich von selbst, dass viele Erkenntnisse der Studie auch in den Berichten der Bergier-Kommission zu finden sind. Der Leser stösst indes immer wieder auf neue Sachverhalte, die die Bergier-



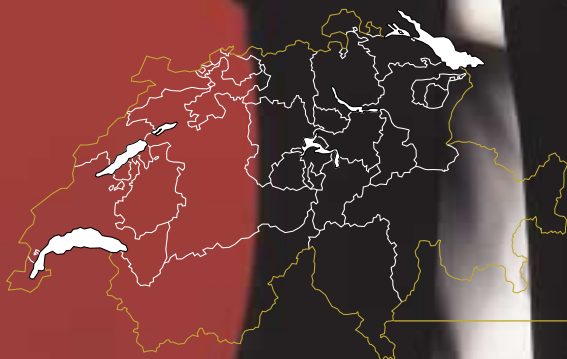
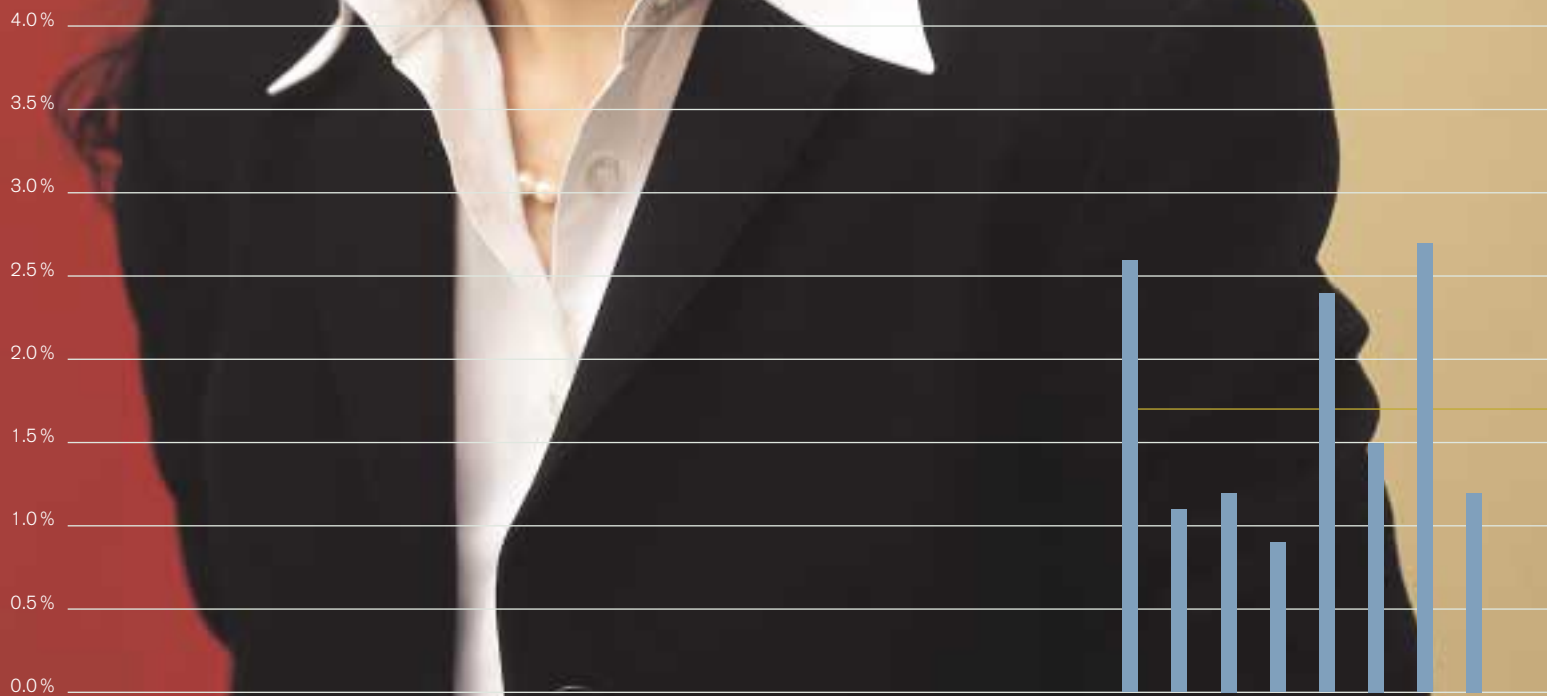
Zwischen Bundeshaus und Paradeplatz. Die Banken der Credit Suisse Group im Zweiten Weltkrieg. Studien und Materialien. Herausgegeben von Joseph Jung, mit Beiträgen von Alois Bischofberger, Matthias Frehner, Thomas Maissen und Hans J. Mast. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2001. 855 Seiten, 48 Franken.

www.credit-suisse.ch/bulletin

Die hier leicht gekürzten Rezensionen finden sich, vollständig und in der jeweiligen Originalsprache, zusammen mit einer Zusammenfassung des Inhalts des Buchs «Zwischen Bundeshaus und Paradeplatz» im Bulletin Online.

«Die Entwicklung von Bevölkerung und Haushaltseinkommen liefert klare Indizien für die künftige Stärke der Kantone», sagt Sara Carnazzi Weber, Economic Research & Consulting.

ZH BE LU UR SZ OW NW GL

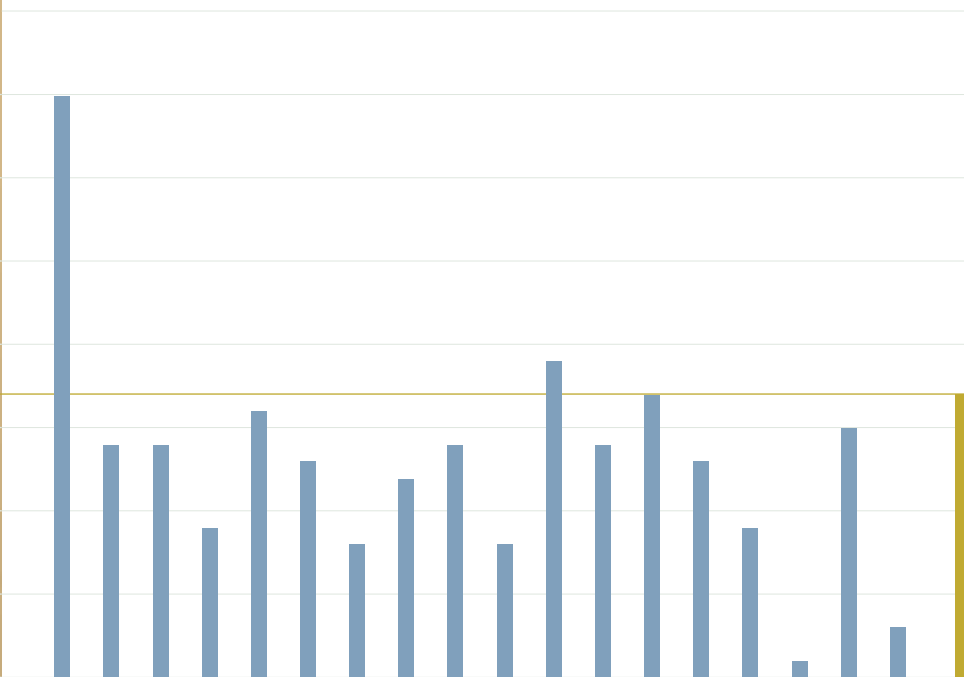


Kantone unter der Lupe

Wie entwickeln sich die Kantone in den nächsten Jahren? Eine Studie der Credit Suisse über Bevölkerung und Einkommen zeigt das wahrscheinliche Szenario auf.

Sara Carnazzi Weber, Economic Research & Consulting

ZG FR SO BS BL SH AR AI SG GR AG TG TI VD VS NE GE JU CH



Nur fünf Kantone über dem Durchschnitt

Die Haushaltseinkommen der Kantone entwickeln sich 1999 bis 2004 sehr unterschiedlich. Die Grafik zeigt die durchschnittliche jährliche Wachstumsrate aller Kantone in Prozent auf. Auch wenn es sich hinsichtlich des Zustands der Kantone nur um einen Aspekt von mehreren handelt, gilt es ihn ernst zu nehmen.

Die Politiker diskutieren derzeit über den neuen Finanzausgleich. Dieser soll die Disparitäten zwischen den Kantonen abbauen und die spezifischen Sonderlasten besser auf die Nutzniesser verteilen. Dabei gilt es geografisch-topografische und soziodemografische Aspekte sowie die Zentrumslasten zu berücksichtigen. Eine aktuelle wissenschaftliche Untersuchung über die Entwicklung der so genannten kantonalen Haushaltseinkommen (siehe Box, Seite 46) zeigt deutliche Wachstumsunterschiede auf. Die Schere zwischen den einzelnen Kantonen öffnet sich weiter. Insbesondere die peripheren, eher ländlichen Gebiete wie Glarus, Uri, Jura oder Appenzell Ausser rhoden geraten weiter ins Hintertreffen. Demgegenüber können sich die Kantone Zug, Zürich, Schwyz, aber auch Nidwalden, Baselland und Aargau nochmals verbessern. Sie profitieren davon, dass die Städte heute noch ausgeprägter als früher die Triebkräfte der wirtschaftlichen Entwicklung in der Schweiz sind und zusammen mit den Agglomerationen fast zwei Drittel der gesamten Bevölkerung beheimaten.

Die Zentren selbst, insbesondere Zürich und Basel, haben allerdings aufgrund der zunehmenden Mobilität als

WAS IST DAS HAUSHALTSEINKOMMEN?

Das Haushaltseinkommen – auch Einkommen der privaten Haushalte genannt – umfasst das Einkommen der Arbeitnehmer und der Selbständigen sowie die Vermögens- und Mietzinseinnahmen der privaten Haushalte. Im Kontext der Nationalen Buchhaltung erfasst das Haushaltseinkommen den wesentlichen Teil der Verteilung der Wertschöpfung (Bruttoinlandprodukt), die in einem Land erwirtschaftet wird. Die gesamte Verteilung der Wertschöpfung wird durch das Volkseinkommen abgedeckt, das zusätzlich zum Haushaltseinkommen unverteilte Unternehmungsgewinne, direkte Steuern der Kapitalgesellschaften sowie Vermögens- und Erwerbseinkommen des Staates und der Sozialversicherungen umfasst.

Auf nationaler Ebene macht das Haushaltseinkommen rund 87 Prozent des Volkseinkommens aus. In Kantonen wie beispielsweise Obwalden oder Appenzell Ausserrhoden ist der Anteil sogar noch wesentlich höher. In Kantonen wie Basel-Stadt, Zug oder Zürich hingegen machen die unverteilten Gewinne und direkten Steuern der Kapitalgesellschaften einen relativ hohen Anteil am Volkseinkommen aus.

Wohnort zugunsten der Agglomerationen an Attraktivität verloren. Die gut erschlossenen, steuergünstigen und doch noch im Grünen liegenden Gemeinden und Kantone im Umfeld dieser Zentren vermögen davon eindeutig zu profitieren.

Mobilität wirkt sich aus

Die Entstehung der Wertschöpfung, ausgedrückt durch das Bruttoinlandprodukt, und deren Verteilung, ausgedrückt durch das Einkommen, fallen aufgrund des angesprochenen Anstiegs der Mobilität räumlich zunehmend auseinander. Für die Beurteilung der Wachstumsperspektiven einer Region sind deshalb sowohl die Entwicklung der Wertschöpfung als auch diejenige der Einkommen von Bedeutung. Für die Perspektiven des regionalen Haushaltseinkommens sind Struktur und Wachstum der Bevölkerung massgebend. Was in einer Region an Einkommen entsteht, hängt vornehmlich von der Altersstruktur, dem Lohnniveau und der Erwerbsquote der Einwohner ab. Die Abweichungen in den einzelnen Kantonen sind Ausdruck von deren Standortattraktivität. Sie widerspiegeln gleichzeitig aber auch die räumliche Entwicklung wie zum Beispiel das Wachstum in den Agglomerationen oder die Abwanderung aus den Randgebieten.

Kantone mit einer dynamischen Bevölkerungsentwicklung können tendenziell auch mit einer günstigen Entwicklung der Haushaltseinkommen rechnen. Ebenso entscheidend ist jedoch die Bevölkerungsstruktur. Die Einkommensbasis eines Kantons – das so genannte Einkommenssubstrat – hängt davon ab, ob

eher Altersgruppen mit niedrigen oder höheren Einkommen vertreten sind. Unabhängig von regionalen Lohnunterschieden steigen mit zunehmendem Alter sowohl der Durchschnittsverdienst als auch die Erwerbsquote. Die 25- bis 65-Jährigen sind deshalb besonders attraktiv.

Zug hat besonders viel Zug

Die Grafiken auf Seite 47 zeigen die prognostizierte Entwicklung von Bevölkerung und Einkommenssubstrat im Zeitraum 1999 bis 2004 der Kantone Zug und Uri sowie der ganzen Schweiz. Zug und Uri sind typisch für zwei Varianten der Entwicklung. Die Studie selbst analysiert jedoch alle Kantone; die entsprechenden Resultate sind im Internet abrufbar. Zug wird in den nächsten Jahren weiterhin eine der dynamischsten Bevölkerungsentwicklungen des Landes verzeichnen und profitiert auch von einer günstigen Struktur. Uri hingegen wird einen Bevölkerungsrückgang in Kauf nehmen müssen, wobei besonders jener bei den 30- bis 39-Jährigen negativ ins Gewicht fällt. Immerhin führt die Zunahme bei den über 40-Jähri-

DER SCHWEIZ DROHT MEHR UND MEHR EINE ÜBERALTERUNG

In den letzten Jahrzehnten ist die Lebenserwartung bei den Frauen auf 82,6 Jahre und bei den Männern auf 76,7 Jahre gestiegen, womit die Schweiz mit Japan und Schweden weltweit die höchste Lebenserwartung aufweist. Gleichzeitig ging die Geburtenrate der Frauen weiter zurück. Sie schwankt nun zwischen 1,24 Kindern je Frau (Basel-Stadt) und 1,86 Kindern je Frau (Appenzell Innerrhoden). Zum Erhalt des Generationenbestandes wären durchschnittlich 2,1 Kinder pro Frau nötig. Dementsprechend ist die Migrationskomponente für das Bevölkerungswachstum noch wichtiger geworden. Bis 2030 steigt die Schweizer Bevölkerung in der Schweiz jährlich um etwa 0,3 Prozent. Mit einem Rückgang der Bevölkerung müssen die Kantone Glarus, Uri, Basel-Stadt, Appenzell Ausserrhoden, Graubünden, Schaffhausen, Jura, Neuenburg, Bern und Appenzell Innerrhoden rechnen. Der Anteil der über 65 Jahre alten Senioren wird landesweit auf 24,3 Prozent (+8,9 Prozentpunkte) steigen, derjenige der unter 20-Jährigen auf 19,3 Prozent (-3,8 Prozentpunkte) schrumpfen. Der Alterslastquotient erhöht sich von 25,0 auf 43,2 Prozent. Das Verhältnis zwischen aktiver Bevölkerung und Rentnerbevölkerung wird sich dementsprechend von 4 zu 1 auf 2,3 zu 1 verschlechtern. Besonders problematisch wird die Entwicklung in Appenzell Ausserrhoden, Uri und Glarus ausfallen.

gen dazu, dass der Rückgang des Einkommenssubstrats weniger ausgeprägt sein wird als jener der Bevölkerung.

Um den mittelfristigen Wachstumstrend der kantonalen Haushaltseinkommen zu prognostizieren, untersucht die Studie die Entwicklungsmuster des Einkommenssubstrats, die Standortattraktivität sowie die allgemeine Konjunkturlage. Um die Standortattraktivität zu messen, hat die Credit Suisse eigens einen Indikator entwickelt. Dieser berücksichtigt die Steuerbelastung der natürlichen Personen, die Steuerbelastung der juristischen Personen, den Ausbildungsstand der Bevölkerung sowie die Qualität der Verkehrsverbindungen. Die Ergebnisse werden in der Grafik auf Seite 45 für alle Kantone zusammengefasst. Relativ tiefe Wachstumsraten sind in den Kantonen Bern, Uri, Appenzell Ausserrhodens, Graubünden, Neuenburg und Jura zu befürchten. Struktur und Entwicklung der Bevölkerung, aber auch die unterdurchschnittliche Standortqualität dämpfen die Zunahme des Haushaltseinkommens. In diese Gruppe gehören auch Basel-Stadt trotz einer Standortqualität im guten Schweizer Mittel und das Wallis trotz einer relativ guten Bevölkerungsentwicklung.

Die unterschiedliche Entwicklung in der Wirtschaftskraft der Kantone, auf welche die prognostizierten Wachstumstendenzen der Haushaltseinkommen einige Hinweise liefern, stellt das föderalistische System der Schweiz mit seinem ausgeprägten Steuerwettbewerb auf die Probe. Zwar können diesem durchaus positive Eigenschaften zugesprochen werden. Die divergierenden Entwicklungsperspektiven der Kantone führen jedoch zu ungleichen Voraussetzungen für diesen Wettbewerb. Der neue Finanzausgleich sollte in Zukunft einen Beitrag zur Lösung dieser Problematik liefern.

Regionale Wirtschaftsräume analysiert

Um Struktur und Perspektiven der regionalen Wirtschaftsräume zu beleuchten, erarbeitet die Credit Suisse Regionalstudien. Jene über das Tessin wurde im Bul-

letin 3/2001 vorgestellt. 2001 sind mit Genf, Basel, Aargau, Thun/Berner Oberland, Biel/Seeland sowie Solothurn/Oberaargau weitere Regionen analysiert worden. Die Studien sind erhältlich bei Credit Suisse Economic Research & Consulting, Postfach 100, 8070 Zürich, oder im Internet, www.credit-suisse.ch/de/economicresearch. Hier ist auch die Publikation Economic Briefing Nr. 27 «Bevölkerung und Ein-

kommen – ein Vergleich der Schweizer Kantone» zu beziehen.

Sara Carnazzi Weber, Telefon 01 333 58 82

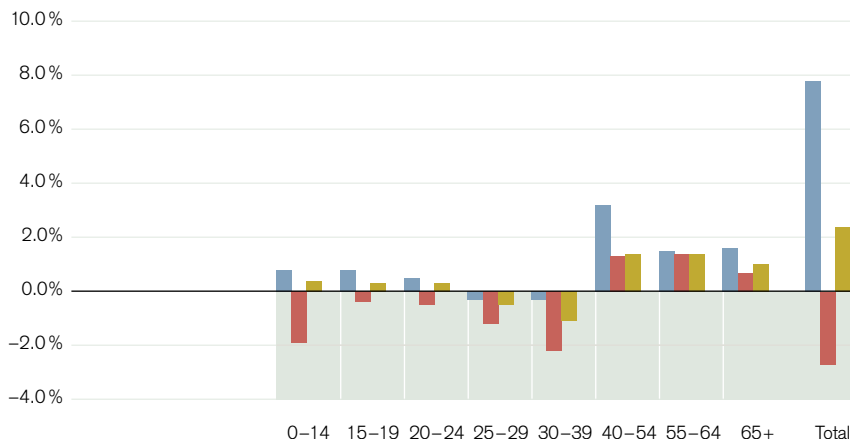
sara.carnazzi@credit-suisse.ch

www.credit-suisse.ch/bulletin

Bulletin Online liefert Interviews und weitere Hintergrundinformationen zu diesem Thema.

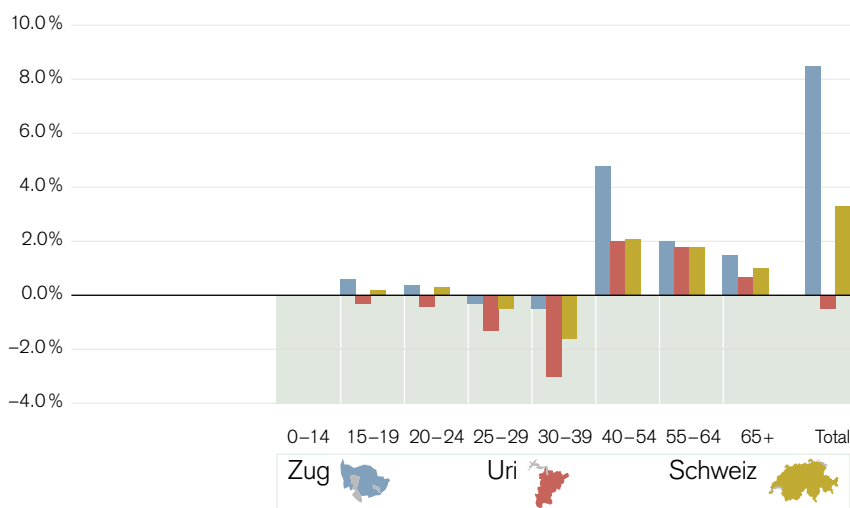
Der Kanton Zug wächst dynamischer als Uri

Wie gross ist, für die Jahre 1999 bis 2004, der Beitrag der einzelnen Bevölkerungsgruppen ans Wachstum in den Kantonen Zug, Uri und in der Schweiz? Der Kanton Zug weist in allen Bevölkerungsgruppen eine gesündere Entwicklung auf als der Kanton Uri. Quelle: Bundesamt für Statistik, Credit Suisse Economic Research & Consulting



Grosse Unterschiede beim Einkommenssubstrat

Wie viel steuern die verschiedenen Bevölkerungsgruppen mit ihrem Einkommenssubstrat in den Kantonen Zug, Uri und in der Schweiz ans Wachstum der Jahre 1999 bis 2004 bei? Der negative Beitrag der 30- bis 39-Jährigen fällt im Kanton Uri besonders ins Gewicht. Quelle: Bundesamt für Statistik, Credit Suisse Economic Research & Consulting



«Die Bekämpfung der weltweiten Armut kann nur dann Erfolg haben, wenn sich die Industriestaaten im Handel mit den Entwicklungsländern weiter öffnen», sagen Manuel Rybach und Christian Rüttschi (rechts).



Entwicklungsfinanzierung am Scheideweg

Im März 2002 findet in Mexiko die UNO-Konferenz «Financing for Development» statt. Politiker, Wirtschaftsvertreter und Nichtregierungsorganisationen werden gemeinsam nach Erfolg versprechenden Lösungen für die Entwicklungsfinanzierung suchen.

Von Manuel Rybach und Christian Rüttschi, Economic Research & Consulting

Das weltwirtschaftliche Klima ist nach den Ereignissen des 11. September rauer geworden. Dies bekommen nicht zuletzt die Schwellen- und Entwicklungsländer zu spüren. Nach den Finanzkrisen der Neunzigerjahre und wegen der schlechten Wirtschaftslage – vor allem in Lateinamerika – fällt es diesen Staaten schwer, die zur Bewältigung der Entwicklungsprobleme benötigten finanziellen Mittel aufzubringen. Dies gilt umso mehr, als die in diese Länder fließende öffentliche Entwicklungshilfe

rückläufig ist. Deshalb müssen vermehrt auch nichtstaatliche Finanzierungsquellen mobilisiert werden.

Private Kapitalflüsse haben sich in den letzten Jahren als wichtiges Element der Entwicklungsfinanzierung etabliert. Vor allem ausländische Direktinvestitionen (Foreign Direct Investment, FDI) werden zur immer bedeutenderen Finanzierungsform, insbesondere für aufstrebende Volkswirtschaften (Emerging Markets, siehe Grafik Seite 49). Allerdings entfielen von

den 1271 Milliarden Dollar der im Jahre 2000 weltweit getätigten FDI lediglich 20 Prozent auf Nichtindustriestaaten. 1997 hatten die Entwicklungsländer noch beinahe 40 Prozent aller FDI auf sich vereint.

Tendenziell sind die Schwellen- und Entwicklungsländer aufgrund schwacher inländischer Finanzsektoren sowie tiefer Sparquoten auf ausländische Direktinvestitionen angewiesen. Diese schaffen Arbeitsplätze, verstärken den Wettbewerb und gehen meist mit dem Transfer von

Know-how und Technologie einher. FDI sind deshalb für die Empfängerstaaten volkswirtschaftlich besonders wertvoll, zumal sie weniger volatil sind als Portfolioinvestitionen, was die Gefahr von Finanzkrisen verringert. Um ihre Attraktivität für ausländisches Kapital durch verbesserte Rahmenbedingungen zu steigern, setzen zahlreiche ärmere Länder zunehmend auch Entwicklungshilfegelder ein.

Konferenz bereitet Aktionsplan vor

Die komplementäre Beziehung zwischen privaten und öffentlichen Mitteln wird auch im Rahmen einer grossangelegten UNO-Konferenz zum Thema Entwicklungsfinanzierung erörtert werden. Hochrangige Vertreter von Regierungen, internationalen Organisationen, des Privatsektors sowie Nichtregierungsorganisationen (NGOs) treffen sich im März 2002 in Monterrey, Mexiko, um einen umfassenden Aktionsplan zur Finanzierung von Entwicklung zu verabschieden. Es soll darüber diskutiert werden, wie die Finanzierung des internationalen Entwicklungsziels, die weltweite Armut bis 2015 zu halbieren, sichergestellt werden kann. Neu ist an dieser unter dem Namen «Financing for Development» bekannten Grossveranstaltung die aktive Teilnahme von Weltbank und Internationalem Währungsfonds (IMF) sowie der Welthandelsorganisation (WTO) an einem von der UNO geleiteten Prozess.

Die Konferenz wird sich vor allem mit Fragen beschäftigen, die im Bericht einer Expertengruppe unter der Leitung des ehemaligen mexikanischen Präsidenten Ernesto Zedillo aufgeworfen wurden. Es sollen sechs Themen behandelt werden:

- Mobilisierung einheimischer finanzieller Ressourcen
- Mobilisierung ausländischer privater finanzieller Ressourcen
- Internationaler Handel als Wachstums- und Entwicklungsmotor
- Erhöhung der Aufwendungen für internationale Entwicklungszusammenarbeit
- Verschuldungsproblematik
- Aspekte des internationalen Finanzsystems.

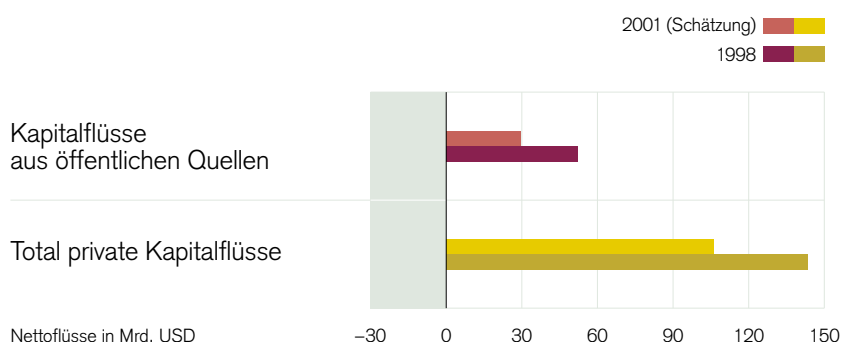
Die generelle Tragweite entwicklungs-politischer Fragen allein macht die Konferenz zu einer wichtigen Veranstaltung. In Mexiko geht es allerdings auch um Vorschläge, welche für das Funktionieren der Finanzmärkte problematisch sind. So wird etwa nach «innovativen» Quellen der Entwicklungsfinanzierung gesucht, worunter nicht zuletzt die Einführung neuer internationaler Steuern verstanden wird. So dürfte in Monterrey insbesondere der «Ladenhüter» Tobin Tax, der sich in jüngster Zeit in Kreisen der NGOs wieder grösserer Beliebtheit erfreut, erörtert werden. Wegen ihrer Stossrichtung, welche die Effizienz der Devisenmärkte gefährdet und

aufgrund ihrer beschränkten Praktikabilität ist die Tobin-Steuer jedoch kein taugliches Mittel für entwicklungspolitische Zwecke (siehe Box Seite 50).

Schon im Vorfeld der Konferenz zeichnet sich ab, dass zahlreiche NGOs auf die Schaffung einer neuen internationalen Organisation für Steuerfragen drängen werden. Eine solche «International Tax Organization» oder ähnliche neue Foren hätten für einheitliche Mindeststandards und weitergehenden Informationsaustausch in Steuersachen zu sorgen. Damit soll die Steuerflucht aus Schwellen- und Entwicklungsländern eingedämmt werden. Angesichts der Misswirtschaft und

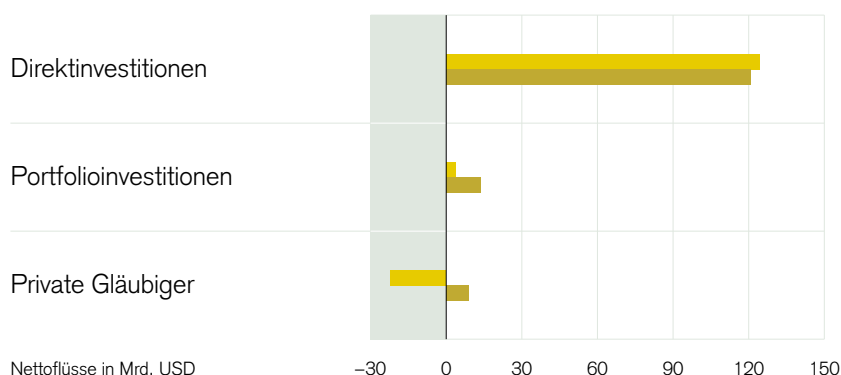
So finanzieren sich Emerging Markets

In der Finanzierung von aufstrebenden Volkswirtschaften übertreffen die privaten Kapitalzuflüsse diejenigen aus öffentlichen Quellen bei weitem.



Ausländische Direktinvestitionen liegen vorn

Bei den privaten Kapitalzuflüssen dominieren die ausländischen Direktinvestitionen mit über 120 Milliarden Dollar eindeutig. Damit übertreffen sie die Portfolioinvestitionen um mehr als das Dreissigfache.



Quelle: Institute of International Finance

DIE TOBIN TAX – EIN UNGEEIGNETES INSTRUMENT

Erstmals wurde die Besteuerung «spekulativer» Devisentransaktionen 1972 vom späteren Wirtschaftsnobelpreisträger James Tobin vorgeschlagen, der damit Wechselkursschwankungen eindämmen wollte. Die Idee blieb lange Zeit ohne grosses Echo, bis sie in den Neunzigerjahren namentlich von entwicklungspolitischen sowie globalisierungskritischen Organisationen zu neuem Leben erweckt wurde. Im Herbst 2001 hat Frankreichs Premier Lionel Jospin den Gedanken aufgegriffen und in die Gremien der EU getragen, wo der Vorschlag allerdings auf wenig Begeisterung gestossen ist.

Das Konzept der Tobin-Steuer ist denkbar einfach: Durch eine höhere Belastung kurzfristiger Devisentransaktionen – die Vorschläge reichen von 0,01 bis 0,5 Prozent – gegenüber langfristigen Geschäften sollen kurzfristige Anlagen in fremden Währungsräumen weniger attraktiv gemacht und dadurch internationale Währungskrisen verhindert werden. Dass ein hoher Steuersatz die Effizienz des Devisenmarktes bedrohen würde, scheint die Befürworter der Tobin Tax wenig zu stören. Ein weiterer Grund für die erneute Popularität der Idee dürften die erwarteten Einnahmen sein.

Bis heute hat kein einziges Land die Tobin Tax eingeführt. Der daraus resultierende Wettbewerbsnachteil würde zu schwer wiegen: Da Devisen überall auf der Welt gehandelt werden können, bestehen steuergünstigere Ausweichmöglichkeiten, unter anderem über zahlreiche Offshorezentren. Folglich müsste die Steuer, um erfolgreich zu sein, in möglichst vielen Ländern gleichzeitig und zu gleichen Bedingungen eingeführt werden. Dass sich alle wichtigen Industrienationen auf ein solches Vorgehen einigen werden, ist jedoch äusserst unwahrscheinlich.

Am meisten spricht allerdings gegen die Steuer, dass sie ihr Hauptziel wohl verfehlen würde und nicht in der Lage wäre, Währungskrisen – wie etwa jene in Asien 1997/98 – zu verhindern. Die Aussichten auf Abwertungsgewinne sind in Krisensituationen so gross, dass eine abzuliefernde Steuer im vorgesehenen Umfang kaum ins Gewicht fällt. Dies bedeutet, dass nur der zweite Teil der angestrebten doppelten Dividende (Stabilisierung der Devisenmärkte sowie höhere Staatseinnahmen) sicher erreicht würde.

Tobin selbst hat hinsichtlich des Verwendungszwecks der Mittel vorgeschlagen, diese den Bretton-Woods-Institutionen (Weltbank, IMF) zukommen zu lassen. Er hat wiederholt deutlich gemacht, dass er nichts von den Globalisierungsgegnern hält, welche «mit den Einnahmen der Steuer Projekte zur Weltverbesserung finanzieren wollen». Tobins Vorschlag dürfte bei den heutigen Advokaten der Steuer auf wenig Begeisterung stossen. Die in dieser Frage besonders engagierte Organisation ATTAC (Association pour une Taxation des Transactions financières pour l'Aide aux Citoyens) plädiert nämlich ihrerseits für eine internationale oder regionale Behörde, welche – unter Einschluss von Gewerkschaften und NGOs – über die Mittelverwendung entscheiden sollte.

der inadäquaten Steuerpolitik in zahlreichen dieser Staaten ist es allerdings fraglich, ob die Verursachung dieses Problems einzig denjenigen Offshorezentren und Finanzplätzen angelastet werden kann, welche ausländisches Steuersubstrat anziehen.

Industriestaaten sind gefordert

Die Bekämpfung der weltweiten Armut und Unterentwicklung kann nur dann Erfolg haben, wenn mit vereinten Kräften darauf hingearbeitet wird. Nicht nur Massnahmen, die Entwicklungsländer zu treffen haben, sind dringlich. Auch die Industriestaaten sind gefordert. Von ihnen ist in erster Linie ein umfassender Abbau der Schranken im Handel mit den Entwicklungsländern zu fordern – vor allem in den Bereichen Agrarwirtschaft und Textilindustrie. So entsprechen die 300 Milliarden Dollar, welche die OECD-Staaten zurzeit pro Jahr für die Subventionierung ihrer Landwirtschaft aufwenden, ziemlich genau dem Bruttoinlandprodukt (BIP) sämtlicher afrikanischer Länder. Zudem sollten mehr Staaten in den Genuss der bevorzugten Behandlung im Rahmen des «Heavily Indebted Poor Countries»-Programms kommen, das ihnen die Tilgung der Auslandsschulden erleichtern soll. Schliesslich würde es den Industrienationen gut anstehen, ihr Versprechen einzulösen und die Entwicklungshilfe von gegenwärtig knapp über 0,2 auf 0,7 Prozent ihres BIP aufzustocken. Heute verfügen 80 Prozent der Weltbevölkerung über nur 20 Prozent des weltweiten Einkommens. Es wird geschätzt, dass 1,3 Milliarden Menschen mit weniger als einem Dollar pro Tag auskommen müssen. Ein derart dramatisches Wohlstandsgefälle birgt die Gefahr politischer Instabilität in sich. Es sollte daher in unserem Interesse liegen, dass die ärmsten Länder dieser Welt nicht weiter marginalisiert und von der wirtschaftlichen Entwicklung und dem Wachstum der übrigen Staaten abgekoppelt werden.

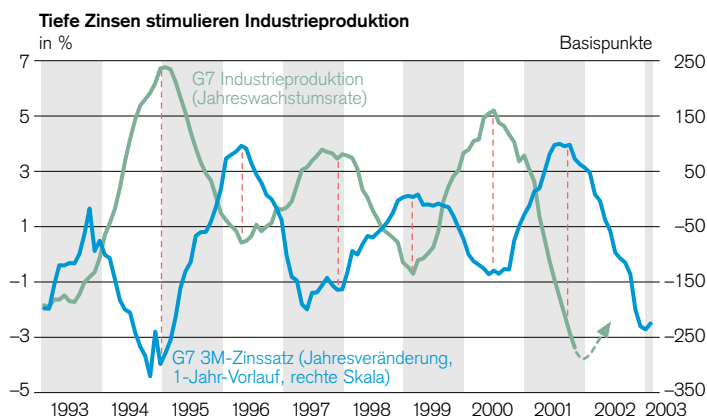
Manuel Rybach, Telefon 01 334 39 40
manuel.rybach@credit-suisse.ch

Unsere Prognosen zur Konjunktur

DER AKTUELLE CHART:

Zinssenkungen beleben Wachstum

Seit einigen Wochen mehrten sich die Anzeichen einer Erholung der Weltwirtschaft. 2001 hat das Fed die Zinsen um insgesamt 475 Basispunkte gesenkt. Die Schweizerische und die Europäische Zentralbank folgten diesem Beispiel und kurbelten die Liquiditätszufuhr der Wirtschaft an. Erfahrungsgemäss erreichen die Wachstumsraten der globalen Industrieproduktion zirka ein Jahr nach dem Höhepunkt der Kurzfristzinsen ihren Tiefpunkt. Diesmal verzögerte sich die Erholung durch die Terroranschläge im September. In den USA hat sich die Stimmung der Produzenten seither deutlich aufgehellt. Auch die Konsumentenstimmung ist trotz steigender Arbeitslosigkeit besser geworden. Jedoch dürfte der Endnachfrage im ersten Quartal die Dynamik fehlen, um in den USA einen kraftvollen konjunkturellen Aufschwung zu initiieren.



SCHWEIZER KONJUNKTURDATEN:

Konsum stützt die Wirtschaft

Im dritten Quartal 2001 verlangsamte sich das Wirtschaftswachstum deutlich und nahm gegenüber dem Vorquartal nur um 0,1 Prozent (annualisiert) zu. Der private Verbrauch bleibt weiterhin die wichtigste Wachstumsstütze in der Schweiz. Im November erhöhten sich die Detailhandelsumsätze trotz steigender Arbeitslosigkeit real um 4,6 Prozent gegenüber November 2000. Höhere reale Einkommen und die tiefe Teuerungsrate stützen den Konsum. Obwohl der Purchasing Managers' Index (PMI) im Dezember leicht angestiegen ist (plus 3,6 Prozent), dürfte die erwartete Konjunkturerholung nicht vor Mitte 2002 eintreten.

	8.01	09.01	10.01	11.01	12.01
Inflation	1.1	0.7	0.6	0.3	0.3
Waren	-0.4	-1.3	-1.3	-1.5	-1.5
Dienstleistungen	2.2	2.2	2.2	1.7	1.7
Inland	1.9	1.9	2	1.6	1.8
Ausland	-1.3	-2.9	-3.3	-3.5	-3.8
Detailhandelsumsätze (real)	3.6	1.7	4.8	4.6	
Handelsbilanzsaldo (Mrd. CHF)	-0.28	0.43	0.41	0.98	
Güterexporte (Mrd. CHF)	9.5	10.3	12.1	11.47	
Güterimporte (Mrd. CHF)	9.8	9.9	11.7	10.48	
Arbeitslosenquote	1.7	1.7	1.9	2.1	2.4
Deutschschweiz	1.3	1.4	1.5	1.8	2
Romandie und Tessin	2.6	2.7	2.9	3.1	3.5

BIP-WACHSTUM:

Globale Konjunktur hat Tiefpunkt erreicht

Die massiven Zinssenkungen aller wichtigen Zentralbanken, die fiskalpolitischen Impulse und die tieferen Erdölpreise sind ein gutes Fundament für eine Erholung der Weltwirtschaft, die von den USA ausgeht. In Europa dürfte einer schnellen Konjunkturerholung die mangelnde Dynamik des privaten Konsums entgegenstehen. Den jüngst veröffentlichten BIP-Wachstumszahlen zufolge ist die deutsche Wirtschaft 2001 real nur um 0,6 Prozent gewachsen. Damit realisierte Deutschland das tiefste Wachstum seit 1993 und war einmal mehr das Schlusslicht innerhalb der EU.

	Durchschnitt 1990/1999	2000	Prognosen 2001	2002
Schweiz	0.9	3.0	1.6	1.4
Deutschland	3.0	2.9	0.6	0.7
Frankreich	1.7	3.3	2.1	1.5
Italien	1.3	2.9	1.8	1.2
Grossbritannien	1.9	3.0	1.9	2.1
USA	3.1	4.1	1.0	1.2
Japan	1.7	1.7	-0.8	-0.2

INFLATION:

Abwärtstrend der Jahresteuierung intakt

Die Konjunkturschwäche, die tieferen Erdölpreise sowie positive Basiseffekte sorgen dafür, dass die Jahresteuierung in den USA und in der Eurozone in den nächsten Monaten weiter rückläufig sein wird. Darauf deutet auch der markante Rückgang der Produzentenpreise hin, die eine gewisse Vorlauffunktion ausüben. Mit dem Nachlassen der Basiseffekte und der fortschreitenden Konjunkturerholung dürfte die Inflation gegen Ende Jahr wieder leicht anziehen. In diesem erfreulichen Inflationsumfeld werden auch die Leitzinsen vorerhand auf tiefem Niveau bleiben.

	Durchschnitt 1990/1999	2000	Prognosen 2001	2002
Schweiz	2.3	1.6	1.0	1.1
Deutschland	2.5	2.0	2.4	1.4
Frankreich	1.9	1.6	1.8	1.4
Italien	4.0	2.6	2.7	1.8
Grossbritannien	3.9	2.1	2.2	2.3
USA	3.0	3.4	2.8	2.1
Japan	1.2	-0.6	-0.6	-0.5

ARBEITSLOSENQUOTE:

Weiterer Anstieg der Arbeitslosenquoten erwartet

Der im Vergleich zu Europa deutlich stärkere Anstieg der Arbeitslosenquote in den USA widerspiegelt den massiven Wachstumsrückgang und den aggressiven Stellenabbau. Da es sich bei der Arbeitslosigkeit um einen Indikator handelt, welcher der Konjunkturentwicklung hinterherhinkt, wird sich die Verschlechterung am Arbeitsmarkt fortsetzen. Dies dürfte eine rasche Erholung des privaten Konsums verhindern. In Japan werden die Rezession und die notwendigen Reformen ebenfalls zu einem weiteren Anstieg der Arbeitslosenquote führen.

	Durchschnitt 1990/1999	2000	Prognosen 2001	2002
Schweiz	3.4	2.0	1.9	2.4
Deutschland	9.5	7.7	7.9	8.3
Frankreich	11.2	9.7	8.8	9.2
Italien	10.9	10.6	9.6	9.6
Grossbritannien	7.0	3.6	3.2	3.5
USA	5.7	4.0	4.8	6.0
Japan	3.1	4.7	5.5	5.8

Quelle aller Charts: Credit Suisse Economic Research & Consulting

«Ohne wirtschaftliche Stabilität ist in Lateinamerika auch keine politische Stabilität möglich», sagt Walter Mitchell, Economic Research & Consulting.



Lateinamerika bewältigt die Tango-Krise

Argentinien liegt wirtschaftlich und politisch am Boden. Die Nachbarländer konnten sich aber den Auswirkungen des Wirtschaftsdebakels bis jetzt entziehen. Die Aktienmärkte Lateinamerikas schnitten 2001 sogar besser ab als die amerikanischen Börsen. **Walter Mitchell, Economic Research & Consulting**

Im Sommer 2001 bezeichnete ein Fondsmanager eines Emerging-Market-Fonds die sich in Argentinien abzeichnende Krise als die «langsamste Entgleisung der Geschichte». Bedenken hinsichtlich der Zahlungsfähigkeit der argentinischen Regierung wurden erstmals 1999 geäußert. Im März 2001 führte die untragbare Schuldenlast des Landes zu einem Ansturm auf die Sparguthaben bei den Banken. Während des Sommers bis in den Herbst hinein verschlimmerte sich die Bankenkrise weiter. Als die Regierung im Dezember die Bankkonten teilweise blockierte, nahm

die Krise politische Dimensionen an. Unruhen und Plünderungen über die Weihnachtstage zwangen die Regierung von Präsident Fernando De la Rúa zum Rücktritt. Daraufhin kündigte die neue Regierung umgehend an, dass sie den Schuldendienst auf die 141 Milliarden US-Dollar Auslandschulden einstellen und den Peso abwerten werde.

2001 wurde auf den Märkten allgemein befürchtet, dass eine Zahlungsunfähigkeit oder Abwertung in Argentinien die übrigen lateinamerikanischen Finanzmärkte wie eine Druckwelle erschüttern würde. Ein

solches Übergreifen, auch «Ansteckung» genannt, führt auf ausländischen Aktien- und Obligationenmärkten jeweils zu aussergewöhnlichen Verkäufen. Die 1998 durch die Russland-Krise ausgelösten Massenverkäufe auf den Emerging Markets sind vielen Investoren noch in bester Erinnerung. Trotz dieser Bedenken hatte das Debakel in Argentinien keine Auswirkungen auf die lateinamerikanischen Titel, im Gegenteil: Die Aktienmärkte Lateinamerikas schnitten letztes Jahr gar besser ab als die amerikanischen Börsen. Mit Ausnahme von Argentinien zählten die

lateinamerikanischen Eurobonds 2001 zu den renditestärksten Titeln auf den Obligationenmärkten in Emerging Markets.

Finanzmärkte stehen unter Druck

Brasilien ist der wichtigste Handelspartner Argentiniens. Weil allgemein befürchtet wurde, die Krise im Nachbarland könnte auch Brasilien in Mitleidenschaft ziehen, standen die lokalen Finanzmärkte mehrheitlich während des ganzen Jahres unter Druck. Der brasilianische Real büsste bis im Oktober 40 Prozent seines Werts ein. Auch die Kurse brasilianischer Eurobonds gaben jeweils meist nach, sobald sich bei den argentinischen Anleihen die Verkäufe intensivierten. Nach einer dramatischen Abkoppelungsaktion Mitte Oktober legten sowohl die brasilianische Währung wie auch die Obligationenmärkte 15 beziehungsweise 20 Prozent zu.

Während die Finanzmärkte von der Zahlungsunfähigkeit Argentiniens und dem daraus resultierenden politischen Chaos verschont blieben, sind die politischen Auswirkungen dieser Krise auf den gesamten Wirtschaftsraum schwieriger abzuschätzen. Die in Brasilien im nächsten Herbst bevorstehenden Wahlen könnten so zu einem Knackpunkt für Lateinamerika werden. Das Rennen um die Präsidentschaft scheint offener denn je, verschiedene Populisten sind als Kandidaten im Rennen. Ein politischer Kurswechsel einer neuen Regierung, das heisst eine Abkehr von Fernando Henrique Cardosos orthodoxer Wirtschaftspolitik, könnte sich auf ganz Lateinamerika auswirken.

Zweiklassengesellschaft entsteht

In gewisser Hinsicht hat sich Lateinamerika zu einer Zweiklassengesellschaft entwickelt. Die Oberschicht, an vorderster Front Mexiko, Chile und etwas dahinter auch Kolumbien, hat in den letzten Jahren exzellente Wirtschaftsdaten produziert. Diese Gruppe scheint eine höhere wirtschaftliche Stabilität zu geniessen als andere Länder in Lateinamerika. Alle drei Staaten wuchsen 2001 schneller als die USA oder die EU. Gemäss Einschätzungen der Credit Suisse

First Boston wird das Wachstum des Bruttoinlandsprodukts (BIP) dieser Länder 2002 bis 2003 real erneut höher ausfallen als in den USA und der EU.

Argentinien, Brasilien, Ecuador, Peru und Venezuela haben weiterhin Schwierigkeiten, wirtschaftliche und politische Stabilität zu erlangen. Diese Volkswirtschaften haben mit starken Konjunkturschwankungen zu kämpfen – jüngstes Beispiel dafür ist Argentinien. Solange die wirtschaftliche Stabilität nicht gewährleistet ist, kann die politische Stabilität nur schwer-

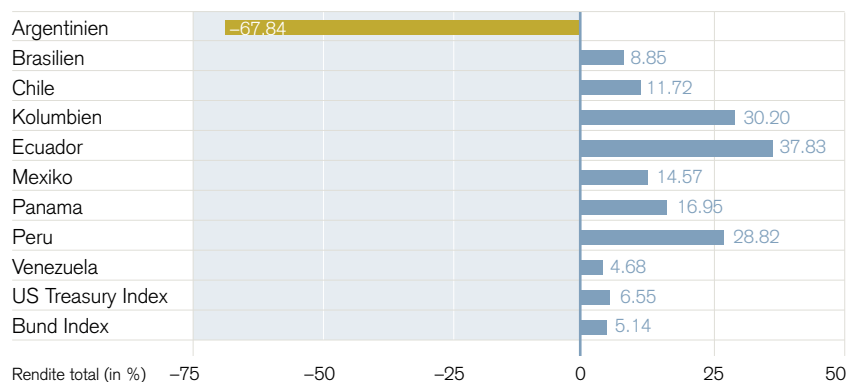
lich verbessert werden. Eine Wirtschaftskrise kann eine Regierung aus dem Sattel heben – wiederum ist Argentinien der beste Beweis dafür. Trotzdem konnten sich die übrigen Länder bislang den Auswirkungen der Tango-Krise entziehen.

Die Finanzmärkte in Lateinamerika entwickelten sich auch während der schlechter werdenden Situation in Argentinien sehr gut. Die Grafik ganz unten zeigt einen Vergleich zwischen dem Aktienindex MSCI EMF Lateinamerika, dem Dow Jones und dem Standard & Poors (S&P). Für die

Argentinien hat Aussenseiterstatus

Im Gegensatz zu Argentinien erzielten die Anleihen in US-Dollar der meisten Länder Lateinamerikas 2001 erstaunlich gute Renditen.

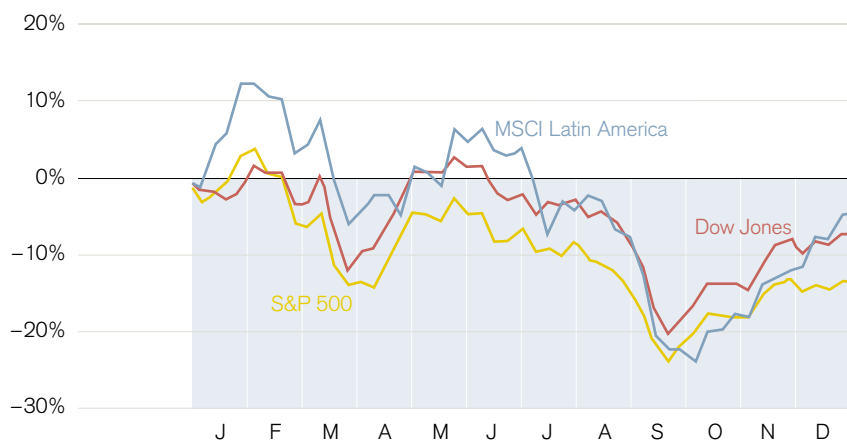
Quelle: Bloomberg



Lateinamerika schneidet gesamthaft gut ab

Die Aktienmärkte Lateinamerikas blieben 2001 von Argentiniens Wirtschaftskrise verschont.

Quelle: Bloomberg



DIE VORTEILE VON FLEXIBLEN WECHSELKURSEN

Die Wirtschaftskraft eines Landes ändert sich ständig. Diesen Veränderungen kann durch flexible Wechselkurse umgehend Rechnung getragen werden. Ändern sich bei festen Wechselkursen die Rahmenbedingungen derart, dass ein tieferer Wechselkurs gerechtfertigt wäre (wenn eine Rezession eintritt oder die Arbeitslosigkeit markant ansteigt), beginnen die Devisenmärkte auf eine Abwertung zu spekulieren und die Währung zu verkaufen. Halten diese Verkäufe an, werden die Fremdwährungsreserven eines Landes erschöpft, was zu Zahlungsbilanzschwierigkeiten führt. So auch im Fall Argentinien: Als das Land den Anschluss an die internationalen Kapitalmärkte verlor, setzte die Spekulation auf die Abwertung des Pesos ein.

Aktienmärkte in Lateinamerika betrug die Rendite auf Dollarbasis –4,31 Prozent, verglichen mit –7,10 Prozent für den Dow Jones und –13,04 Prozent für den S&P. Die Bolsa, Mexikos wichtigster Aktienindex, wies eine Rendite von 18,46 Prozent auf Dollarbasis aus und lag damit auf der Liste der besten Börsenergebnisse letztes Jahr auf Platz sieben.

Eurobonds in Lateinamerika (Argentinien ausgenommen) schnitten noch besser ab als Aktien. Einige US-Dollar-Anleihen der öffentlichen Hand in Lateinamerika gehörten zu den besten Titeln der Emerging Markets. Die meisten Länder wiesen zweistellige Renditen aus. Erstaunlicherweise wurden die Obligationäre dafür belohnt, dass sie sich während des grössten Falls von Zahlungsunfähigkeit in der Geschichte der Obligationenmärkte in Emerging Markets nicht von den lateinamerikanischen Titeln trennten.

Selbst die Kurse brasilianischer Obligationen, welche noch am ehesten von der Entwicklung in Argentinien hätten angesteckt werden können, legten zum Jahresende kräftig zu. Im vierten Quartal des vergangenen Jahres erzielten brasilianische US-Dollar-Bonds eine Rendite von 16,9 Prozent für das Quartal und 87 Prozent auf Jahresbasis. Insgesamt schnitten

die Obligationenmärkte in den Emerging Markets (mit Ausnahme von Argentinien) letztes Jahr sehr gut ab. Der Markt profitierte von den Zinssenkungen der amerikanischen Zentralbank, von grosszügigen IWF-Krediten für Brasilien und die Türkei sowie von hohen Erdölpreisen, welche den Energie-Exporteuren einen kräftigen Ertragszuwachs bescherten. Zusätzlich zur weltweiten Marktentwicklung wirkte sich eine kluge Wirtschaftspolitik in verschiedenen Ländern zweifellos positiv auf die jeweiligen Staatspapiere aus. Mit einem solchen Ansatz erlangen Anleger wieder mehr Vertrauen in die Zahlungsfähigkeit eines Landes, selbst in Krisenzeiten.

Fixe Wechselkurse werden abgelöst

Ein Land nach dem anderen musste in Lateinamerika von fixen zu flexiblen Wechselkursen übergehen. Die Tequila-Krise 1994/95 zwang Mexiko, seine Währung abzuwerten und den Peso freizugeben. In Mexiko liegt das BIP-Wachstum seit 1995 mit einem Jahresmittel von 4,7 Prozent deutlich über dem durchschnittlichen Wirtschaftswachstum weltweit. Brasilien musste den Real 1999 abwerten, die brasilianische Wirtschaft wuchs 2000 real um 4,5 Prozent. Der argentinische Peso wird gegenwärtig wieder freigegeben, nachdem die Währung für fast elf Jahre mit einer Parität von 1:1 an den US-Dollar gekoppelt war. Eine Fixierung der Wechselkurse erfolgt normalerweise zur Bekämpfung der Inflation. Dadurch erhöht sich jedoch die Gefahr von Problemen mit der Zahlungsbilanz. Durch flexible Wech-

selkurse können die Zentralbanken auch während einer Rezession oder einer anderen Krise ihre Fremdwährungsreserven halten.

Auch in der Fiskalpolitik haben einige Regierungen in Lateinamerika die Schraube angezogen. Dementsprechend konnten in verschiedenen Ländern die Haushaltsdefizite in den letzten Jahren verringert werden, insbesondere in Brasilien, Chile, Kolumbien, Mexiko und Peru.

Mit einem tieferen Haushaltsdefizit muss sich ein Staat weniger verschulden, Zinsen können gesenkt und der Kapitalfluss zum privaten Sektor gesteigert werden. Die Leistungsbilanzdefizite gehen ebenfalls zurück. Viele Länder weisen eine bessere Handelsbilanz aus, weil die Regierungen die Exportbranchen fördern und die abgewerteten Währungen die Wettbewerbsfähigkeit erhöhen.

Politische Stabilität hat ihren Preis

Eine marktfreundliche Politik ist für nachhaltiges Wirtschaftswachstum unabdingbar – Wirtschaftswachstum wiederum fördert die politische Stabilität. Allerdings haben wirtschaftliche Massnahmen wie strikte Steuer- oder Geldpolitik ihren Preis. Die Regierungen müssen jedoch bereit sein, diesen Preis zu bezahlen, soll mittelfristig eine Stabilität erreicht werden. In Venezuela führte im Dezember ein Generalstreik gegen eine Reihe von Gesetzen, die der Präsident Hugo Chávez erlassen hatte, zu einer Zunahme der Spannungen. Auch droht der Bürgerkrieg in Kolumbien zu eskalieren. Wenn sich die politischen Spannungen in einigen Ländern verstärken und ein populistischer Präsident in Brasilien die gegenwärtige Wirtschaftspolitik nicht weiterführt, besteht die Gefahr für weitere Entgleisungen. Andere politische Krisen oder Fälle von Zahlungsunfähigkeit könnten den für die wirtschaftliche Zukunft des Wirtschaftsraums Lateinamerika so wichtigen Kapitalfluss gefährden.

Walter Mitchell, Telefon 01 334 56 67
walter.mitchell@cspb.com

www.credit-suisse.ch/bulletin

In einem Video-Interview mit Bulletin Online liefert der Lateinamerika-Spezialist Walter Mitchell weitere Informationen zum Thema.

«Vieles deutet auf einen Kollaps in Japan hin»

Interview mit Burkhard Varnholt,
Head of Financial Products

DANIEL HUBER Hand aufs Herz, was hätte man im vergangenen Jahr anders machen sollen?

BURKHARD VARNHOLT Man hätte sicher früher eine deutlichere Umlagerung von Aktien in Obligationen empfehlen sollen. Aber rückblickend ist man immer schlauer.

D.H. Lassen sich aus der Krise der vergangenen Monate Lehren für die Zukunft ziehen?

B.V. Es hat sich vor allem gezeigt, dass die Zyklen immer kürzer werden. In den Achtziger- und Neunzigerjahren lohnte es sich zuzuwarten. Zwei Trends sprachen dafür: stetig wachsende Unternehmensgewinne und sinkende Leitzinsen. In diesem Umfeld genügte eine weniger aktive Bewirtschaftung der Anlagen.

D.H. Diese Zeiten sind wohl endgültig vorbei.

B.V. Jedenfalls dürfen wir nicht mehr so schnell mit einem für uns so vorteilhaften Trend rechnen. Viel weiter können die Zinsen gar nicht mehr sinken, und dass sich die konjunkturellen Boomjahre nächstens wiederholen, ist auch wenig wahrscheinlich. Wir werden mit kurzlebigen Finanzmarktzyklen leben müssen, die es aktiv zu bewirtschaften gilt.

D.H. Was bedeutet das konkret für die momentane Situation an den Märkten?

B.V. Im vierten Quartal 2001 erlebten wir sowohl an den Aktienmärkten als auch an den Bondmärkten ein beachtliches Hoch. Dabei sind die Zinsen viel zu stark gestiegen. So kräftig war die Konjunktur bislang nun auch wieder nicht. Entsprechend galt es, lediglich kurzfristig von diesem Hoch zu profitieren.

D.H. In einem Satz: Das Anlagegeschäft ist kurzlebiger, hektischer und arbeitsintensiver geworden. Müssen die Banken ihr Geld härter verdienen als früher?

B.V. Ja, das ist sicher so. Denn früher ging alles rauf, und man konnte die Zeit für sich arbeiten lassen. Dagegen bewegen sich die Märkte heute wie in den Siebzigerjahren vor allem seitwärts.

D.H. Und was heisst das für den privaten Kleinanleger? Ist er mit dieser Kurzlebigkeit nicht überfordert?

B.V. Tatsächlich ist es für den Laien schwierig, die Übersicht zu wahren. Aus diesem Grund haben wir unter anderem das «Global Investor Program» lanciert. Es bietet eine Möglichkeit, mit Profi-Know-how und Flexibilität aus dieser Kurzlebigkeit Profit zu schlagen.

D.H. Wie funktioniert das «Global Investor Program»?

B.V. Wir legen als Bank die Anlagestrategie fest. Die aktive Bewirtschaftung der Investitionen erfolgt dann durch spezialisierte Manager, die von uns kleinere Managed Accounts, sozusagen Subportfolios, bekommen.

D.H. Wie hoch ist die Einstandssumme?

B.V. Die Units können für 10 000 Franken, Euro oder Dollar gekauft werden. Man kann somit mit einem relativ geringen Einsatz von den Vorzügen einer institutionellen Vermögensverwaltung profitieren.

D.H. In Argentinien ist die Wirtschaft nun vollends zusammengebrochen. Wo erwarten Sie die nächste Krise?

B.V. Für mich ist Japan sehr gefährdet. Vieles deutet darauf hin, dass dort der nächste Kollaps erfolgt.

D.H. Kurbelt der fallende Yen nicht den Export und damit die Wirtschaft an?

B.V. Das reicht nicht. Dass der Yen runtergeht, ist nur eine Folgeerscheinung.



Die dringend notwendige Strukturreform hat noch nicht stattgefunden. Ich war kürzlich an einem Essen mit japanischen Ökonomen. Da wurde einer von ihnen gefragt, was der Unterschied zwischen Japan und Argentinien sei. Worauf dieser antwortete: zwei Jahre.

D.H. Warum haben die Aktienmärkte nicht auf die sich abzeichnende Krise reagiert?

B.V. Weil es noch immer und überall ewige Optimisten gibt. Andererseits wird auch ein Grossteil der japanischen Staatsanleihen anders als zum Beispiel in Argentinien von Japanern selbst gehalten. Sie behalten ihr Vertrauen bis zum bitteren Ende. Jetzt hat Moody's zum dritten Mal innerhalb von zwei Monaten die Bonität der japanischen Staatsanleihen zurückgestuft. Und an den Bondmärkten ist nichts passiert. Die privaten, japanischen Anleger können sich das einfach nicht vorstellen.

D.H. Gibt es zurzeit auch noch zukunfts-trächtige Märkte?

B.V. Im Augenblick sind die so genannten Emerging Markets die attraktivsten. Sie verfügen über bessere, restrukturierte Unternehmen als vor drei Jahren und sind damit transparenter und profitabler. Gleichzeitig werden sie von den Märkten noch nicht so wahrgenommen. Sie werden zudem immer noch zu Discount-Ansätzen gehandelt.



«Die Investoren zeigen sich mittlerweile relativ resistent gegenüber schlechten Nachrichten», ist Uwe Neumann, Equities Europe, überzeugt.

Sprunghafte Technologieaktien

Der deutliche Kursaufschwung von Technologie-Aktien Ende 2001 hat Erwartungen geweckt. Wie realistisch sind sie? **Von Uwe Neumann, Equities Europe**

Die Erholung der Technologiewerte zum Jahresende 2001 wirft Fragen auf. Handelt es sich um eine Kursbewegung, die einzig die grosse Liquidität als Ursache hat oder wird von einer guten Performance der Aktien ausgegangen? Widerspiegelt sich darin gar die Erwartung einer Erholung der Industrie? Der Aufschwung basiert wohl auf einer Kombination aller genannten Einflussfaktoren.

Die Investoren zeigen sich mittlerweile relativ resistent gegenüber schlechten Nachrichten und argumentieren mit dem Nachholbedarf des Sektors. Auch wenn – insbesondere nach den Ereignissen vom

11. September 2001 – die Anhänger einer rein psychologischen Betrachtungsweise der Aktienkursentwicklungen wieder eine wachsende Gefolgschaft hinter sich scharren, haben sich die Kurse langfristig noch immer an der Gewinnentwicklung der Unternehmen orientiert. Insbesondere die Branche Technologie/Medien/Telekommunikation (TMT) hat diese Tatsache in den letzten zwei Jahren schmerzhaft erfahren.

Wer einen nachhaltigen Kursaufschwung der TMT-Aktien im Jahr 2002 erwartet, darf sich also nicht allein auf das Argument der übergrossen Liquidität verlassen. Bei Anlageentscheiden gilt es viel-

mehr die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und die branchenspezifischen Entwicklungen zu beachten.

Nach den Terroranschlägen in den USA steuern die wirtschaftspolitischen Kräfte der G7-Länder stärker als je zuvor in eine gemeinsame Richtung. Dem Investitions- und Konsumverhalten sollen neue Anreize gegeben werden. Die vorherrschende Meinung der Ökonomen besagt, dass die Konjunktur bis in das erste Quartal 2002 hinein weiter nachgeben wird. Im Gegenzug könnte sie angesichts der erfolgten Zinssenkungen und der fiskalpolitischen «Rettungsmassnahmen» spätestens im

zweiten Halbjahr stärker als erwartet anziehen. Die Kursrallye der Technologieaktien im vierten Quartal 2001 setzte bereits auf eine starke konjunkturelle Erholung. Die Rezessionsrisiken blieben ausser Acht. Der etwas zögerliche Start in das Jahr 2002 ist daher nur verständlich.

Die in der Vergangenheit an den Börsen beobachteten Mechanismen sprechen aber für ein «Aktienjahr». Die Rahmenbedingungen für Unternehmen, Gewinne zu erzielen, verbessern sich. Die festverzinsliche Anlage als Alternative wird aufgrund der gesunkenen Zinsen unattraktiver. Technologieaktien sind in den weltweiten Aktienindizes mit einer Gewichtung von gut 30 Prozent vertreten. Sie spielen daher eine gewichtige Rolle. Für die Auswahl der Sektoren hilft ein branchenspezifischer Ausblick aufs Jahr 2002.

Telekom hat Boden gefunden

Eine zentrale Rolle für die Entwicklung der TMT-Branche spielen die Telekom-Dienstleister. Der Sektor besitzt relativ konjunkturunabhängige Wachstumsaussichten. Seit Mitte des vergangenen Jahres steigt die Profitabilität im Festnetz- und Mobilfunkgeschäft wieder an. Für dieses Jahr ist insbesondere bei den europäischen Unternehmen mit einer Ertragserholung zu rechnen. Das Thema Verschuldung hat sich angesichts der unpopulären, aber wirksamen Kapitalerhöhungen der Sorgenkinder British Telecom, KPN oder Sonera etwas entschärft. Der Anleger sollte im kommenden Jahr sein Augenmerk auf die Ex-Monopolisten wie Telefonica oder Deutsche Telekom richten. Auch die reinen Mobilfunkgesellschaften wie Vodafone, Orange oder MMO2 haben gute Perspektiven.

Geht es den Telekom-Dienstleistern besser, so sollten auch die Telekom-Ausrüster profitieren. Diese Folgerung trifft aber nur zum Teil zu, denn die Entwicklung im Endgerätegeschäft läuft nicht parallel mit der im Netzwerkgeschäft. Während die Telekom-Dienstleister deutlich rückläufige Investitionen bei ihren Festnetzen budgetieren, erhöhen sich die Ausgaben

für die Infrastruktur im Mobilfunk. Das Geschäft mit Mobiltelefonen hingegen leidet generell unter einer stark gestiegenen Marktdurchdringung und muss gegen den Trend kämpfen, der die Produkte zum reinen Gebrauchs- und Verbrauchsartikel macht. Die Unternehmen haben auf das geänderte Umfeld reagiert. Angesichts der Restrukturierungen und Kostensenkungsmassnahmen sind positive Effekte bezüglich der Gewinnentwicklung zu erwarten. Die organischen Wachstumsraten liegen aber nicht mehr auf dem Niveau der vergangenen Jahre. Die Bewertungen sind gemessen am Kurs-Gewinn-Verhältnis vergleichsweise hoch. Das Risiko für Kursrückschläge im Jahr 2002 ist in diesem Sektor wohl am höchsten. Zukunfts-trächtige Favoriten innerhalb der Branche sind Motorola, Nokia und Ericsson.

Am stärksten erholt haben sich Halbleiteraktien. Trotzdem sind die Aussichten der Halbleiterindustrie verhalten. Die Nachfrage wird sich – wenn überhaupt – nur moderat erholen. Auf der Angebotsseite wurde das Problem der Überkapazitäten durch selbst auferlegte Produktionsbeschränkungen nur temporär gelöst. Erfolge in der Lagerreduktion müssen unter dem saisonalen Einfluss betrachtet werden. Die jüngsten Indikatoren deuten zwar eine Stabilisierung der Industrie an – mehr allerdings (noch) nicht. In diesem Umfeld empfiehlt es sich, auf Marktführer zu setzen, die, wie Samsung Electronics oder TSMC, einen längeren Preiskampf durchstehen können und sich mit ihrem Produktemix und der Qualität ihrer Kunden von der Konkurrenz abheben.

Der Einfluss einer konjunkturellen Erholung ist im Hardware-Elektronik-Sektor

am stärksten. Wenn die «Mengen» anziehen, steigen in der Regel die Gewinne. Sondertrends sind die steigende Nachfrage nach Digitalkameras und Spielkonsolen.

Die IT-Dienstleister beziehen rund 40 Prozent ihres Auftragsvolumens von Finanz- und Telekommunikationsanbietern. Die Budgets für IT-Ausgaben dürften bei dieser Kundengruppe im Jahr 2002 mager ausfallen. Insgesamt kann der Sektor als spätzyklisch eingestuft werden. Die bisher erfolgten Gewinnkorrekturen sind aller Voraussicht nach nicht ausreichend. Unternehmen wie SAP und Microsoft werden aber in dieser schwierigen Situation ihre Kundenbasis vermutlich dennoch stärken und langfristig zweistellige Wachstumsraten ausweisen können.

Qualität ist ausschlaggebend

Fazit: Die Technologiebranche war im vergangenen Jahr einem massiven Anpassungsprozess ausgesetzt. Drastische Kostensenkungs- und Restrukturierungsmassnahmen wurden fast überall notwendig. Daraus resultieren positive Basiseffekte für die Unternehmensgewinne im Jahr 2002.

Technologieaktien gehören in jedes ausgewogene Aktienportefeuille. In einem Umfeld, das zwischen Rezessionsrisiken und Erholungserwartungen liegt, kommt es aber mehr denn je auf die richtige Dosierung und die Qualität der Anlagen an. Das Jahr 2002 ist das «chinesische Jahr des Pferdes»: Es könnte sprunghaft werden.

Uwe Neumann, Telefon 01 334 56 45

uwe.neumann@cspb.com



Uwe Neumann, Equities Europe

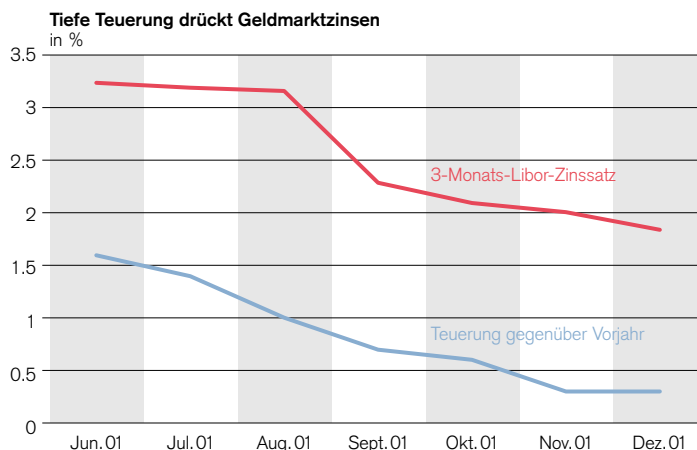
«Technologieaktien gehören in jedes ausgewogene Portefeuille. Doch kommt es auf die Qualität an.»

Unsere Prognosen zu den Finanzmärkten

DER AKTUELLE ZINS-CHART:

Geldmarktzinsen sind auf Rekordtief

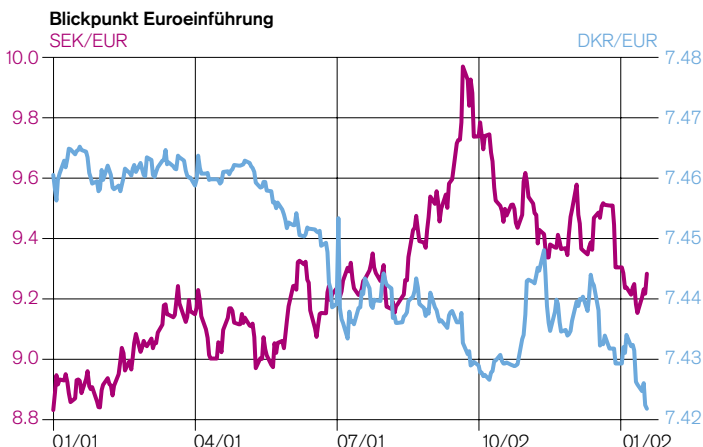
Die Schweizerische Nationalbank (SNB) sah sich angesichts der sich abschwächenden Konjunkturdynamik und der ausserordentlich tiefen Inflationsraten von 0,3 Prozent zum Jahresende veranlasst, ihren geldpolitischen Leitzinssatz zum vierten Mal in Folge auf 1,75 Prozent zurückzunehmen. Darauf kamen auch die Kapitalmarkttrenditen wieder leicht unter Druck. Anfang 2002 notierte die Rendite zehnjähriger Anleihen der Eidgenossenschaft bei gut 3¼ Prozent. Im ersten Quartal des laufenden Jahres ist mit einem Ende des Teuerungsrückgangs zu rechnen, während die Arbeitslosenquote noch ansteigen dürfte. Daher ist eine Seitwärtsbewegung der Geldmarktzinsen bis zum zweiten Quartal wahrscheinlich.



DER AKTUELLE DEVISEN-CHART:

Schweden und Dänen diskutieren Euro

Die Euro-Bargeldeinführung Anfang Jahr wurde auch in Schweden und Dänemark verfolgt. Es scheint, dass auf Grund der hohen Akzeptanz des Euro in der EWU auch die Zustimmung der Bevölkerung in den nordischen Ländern für die Einheitswährung gestiegen ist. Die schwedische Krone schwächte sich im letzten Jahr gegenüber dem Euro kontinuierlich ab. Die Portfolioabflüsse aus dem schwedischen Aktienmarkt sowie die Möglichkeit der Pensionskassen, inskünftig auch im Ausland Anlagen zu tätigen, waren ein Grund für die Kronenschwäche. Seit Jahresbeginn stützt das mögliche Referendum über die Euro-Einführung in Schweden im Frühjahr 2003 die Krone. Angesichts des unsicheren Zeitpunkts der Volksbefragung sowie des ungewissen Ausgangs wird mit einer grösseren Volatilität zu rechnen sein. Im Gegensatz dazu erweist sich die dänische Krone als äusserst stabil.



GELDMARKT:

Zinswende am Geldmarkt

Die wichtigsten Notenbanken der Welt haben ihre Leitzätze zur Abfederung des wirtschaftlichen Abschwungs im vergangenen Jahr deutlich gesenkt – mit unterschiedlicher Intensität. Während das Fed die Zinsen um fast fünf Prozentpunkte ermässigte, senkte die EZB ihre Leitzätze um nur 1,5 Prozentpunkte. Ähnlich aggressiv dürfte das Fed auch reagieren, wenn es wirtschaftlich wieder bergauf geht.

	Ende 01	28.1.02	Prognosen 3 Mte.	12 Mte.
Schweiz	1.84	1.72	1.8–1.9	2.5–2.8
USA	1.88	1.87	1.8–2.1	2.5–2.8
EU-12	3.30	3.38	3.1–3.3	3.7–4.0
Grossbritannien	4.11	4.04	4.0–4.1	4.8–5.1
Japan	0.10	0.09	0.1–0.1	0.1–0.1

OBLIGATIONENMARKT:

Kurzfristige Verschnaufpause

Die konjunkturelle Aufwärtsbewegung des Jahres 2002 wurde im Spätherbst 2001 von den internationalen Finanzmärkten bereits vorweggenommen. Im Januar dürfte dem schnellen und deutlichen Renditeauftrieb zunächst Einhalt geboten werden. Dabei weicht die mittlerweile fast uneingeschränkt optimistische Konjunkturschätzung einer eher nüchternen Beurteilung der Wirtschaftslage.

	Ende 01	28.1.02	Prognosen 3 Mte.	12 Mte.
Schweiz	3.47	3.57	3.2–3.4	3.3–3.6
USA	5.05	5.07	5.0–5.2	5.5–5.8
Deutschland	5.00	4.97	4.8–5.1	5.0–5.3
Grossbritannien	5.05	5.01	4.9–5.2	5.1–5.4
Japan	1.37	1.45	1.4–1.5	1.5–1.6

WECHSELKURSE:

Schweizer Franken bleibt weiterhin stark

Der Schweizer Franken wertete sich im September gegenüber dem Euro deutlich auf. Trotz einer Abschwächung gerät er immer wieder unter Aufwertungsdruck. Der starke Franken belastet vor allem die Export-Branchen und den Tourismus. Die rückläufigen Teuerungsraten in Euroland und die steigenden Inflationsraten in der Schweiz sollten jedoch den realen Zinsvorteil für die Schweiz verringern.

	Ende 01	28.1.02	Prognosen 3 Mte.	12 Mte.
CHF/USD	1.66	1.71	1.64–1.66	1.69–1.71
CHF/EUR	1.48	1.47	1.46–1.48	1.47–1.49
CHF/GBP	2.42	2.41	2.36–2.39	2.35–2.42
CHF/JPY	1.26	1.28	1.26–1.28	1.23–1.25

Quelle aller Charts: Credit Suisse Economic Research & Consulting



Zwei Dinge haben mir
immer den Schlaf geraubt.

Erstens: Finanzen.

Zweitens: Frauen, die schnarchen.

Das erste Problem hab ich in
den Griff bekommen, dank
meiner American Express Karte.
Jetzt kann ich übers
Internet checken, wie viel ich
bereits ausgegeben habe.
Wann immer ich will.

Und das zweite Problem... Na ja,
daran muss ich noch arbeiten.

Kontozugriff per Internet. **What's your reason?**



Cards

0800 808 909
www.americanexpress.ch

Tango – ein Leidensweg

Wer den Tango Argentino einmal gefühlt hat, den lässt er nicht mehr los. In den Sechziger- und Siebzigerjahren in Argentinien bereits totgesagt, erlebt er heute weltweit eine sinnliche Renaissance.

Daniel Huber, Redaktion Bulletin



zur Leidenschaft

«Wäre das Leben einfach, dann gäbe es keinen Tango», stimmt der Bassist des argentinischen Trios pathetisch das erste Stück des Abends an. Und schon setzt melancholisch klagend das Bandoneon ein. Immer wieder erhebt es seufzend seine Stimme, erzählt von einem fernen Land, von Liebe, Eifersucht und Leid. Der Tangoclub «Silbando» im Zürcher Industrie- und Arbeiterquartier ist an diesem Samstagabend bis auf den letzten Platz gefüllt. Eine halbe Stunde nach Türöffnung kommt nur noch rein, wer reserviert hat.

Tango fasziniert. Für den argentinischen Dichter Jorge Luis Borges ist er aber kein kultiviertes Ereignis: «Der Tango ist paradox, Sentimentalität und Bosheit zugleich; böse Sanftheit und sentimentale Härte.» Die elegant gekleideten Tanzpaare im «Silbando» sind erfüllt von diesem Widerspruch. Die einen gehen etwas auf Abstand, die andern sind eng umschlungen. Nur fortgeschrittene Tangueras und Tangueros schaffen es, in dieser Enge den Rhythmus zu halten und darüber hinaus noch ab und zu eine der unzählig vielen Figuren des Tango Argentino virtuos einfließen zu lassen.

Solche Tanzabende – aber auch die Tangolokale selbst – werden Milongas genannt. Egal ob in Buenos Aires, New York, Rom, Tokio oder St. Gallen, mittlerweile gibt es Milongas auf der ganzen Welt. Wer immer dort erscheint, fühlt sich sofort aufgenommen. Herkunft oder Stand interessieren nicht. Was zählt, ist einzig die gemeinsame Leidenschaft für den Tango.

«Getanzte Hoffnungslosigkeit»

An der Milonga im «Silbando» rückt langsam der grosse Augenblick näher. Neben der Live-Musik macht an diesem Abend auch Gustavo Naveira seine Aufwartung. Der Argentinier bleibt seinem Ruf als einem der zurzeit besten Tangotänzer der Welt nichts schuldig. Er und seine Partnerin lassen auf dem Parkett ein wahres Feuerwerk an perfekt abgestimmten Schrittkombinationen los. Mit dem grotesk zackigen englischen Tango, wie er

an internationalen Standard-Wettkämpfen getanzt wird, hat das höchstens den Grundrhythmus gemein. Trotz aller Akrobatik fliesst hier alles weich und mit sinnlicher Leidenschaft ineinander – Harmonie total. Dabei verfallen die Tanzenden in einen tranceähnlichen Zustand. Erst beim überschwänglichen Applaus erscheint auf dem Gesicht von Naveira der Hauch eines Lächelns. Auf die Frage einer Schülerin, woher er nach so vielen Jahren noch immer die Kraft nehme, so zu tanzen, antwortet Naveira: «Weil man beim Tango die Hoffnungslosigkeit tanzt.» Nicht minder pathetisch ist der bekannte Ausspruch des Musikers Enrique Santos Discépolo: «Tango ist ein trauriger Gedanke, den man tanzen kann.»

Für die meisten ist der Tango aber zuerst einmal ein mühsamer Leidensweg. «Von dieser oft zitierten Leidenschaft ist bei den ersten tapsigen Versuchen des Grundschriffs noch nichts zu spüren», sagt Daniel Ferro, der zusammen mit seiner argentinischen Frau Lorena an der Tangoschule Zürich unterrichtet und auch Showauftritte macht. Als Geschäftsführer der Stiftung ift-Tango betreibt das Paar auch den Club «Silbando».

Seine ersten Kontakte mit dem Tango Argentino machte Ferro vor 13 Jahren, als ihn sein Lehrer für Standardtänze, Rolf Schneider, zu einem Kurs überredete. Schneider gehört zu den Pionieren der Schweizer Tango-Bewegung. Er wurde 1983 vom Akademischen Sportverband in Zürich angefragt, ob er nicht einmal einen Kurs in Tango Argentino abhalten könne. Schneiders Interesse und Ehrgeiz waren geweckt. «Daraufhin bin ich ein Jahr lang quer durch Europa den argentinischen Tango-Tänzern nachgereist, um bei ihnen zu lernen», erzählt er. Ein Jahr später führte er den ersten Kurs durch.

Mittlerweile ist Zürich zu einer eigentlichen Hochburg des Tangos mit einem halben Dutzend verschiedener Clubs gewachsen. Wer will, kann siebenmal die Woche seiner Leidenschaft frönen. Doch auch in anderen Schweizer Städten wie Basel, Bern, St. Gallen, Lausanne, Genf

oder Locarno gibt es etablierte Tangoclubs (siehe www.tango.ch oder www.tango-tanzen.ch).

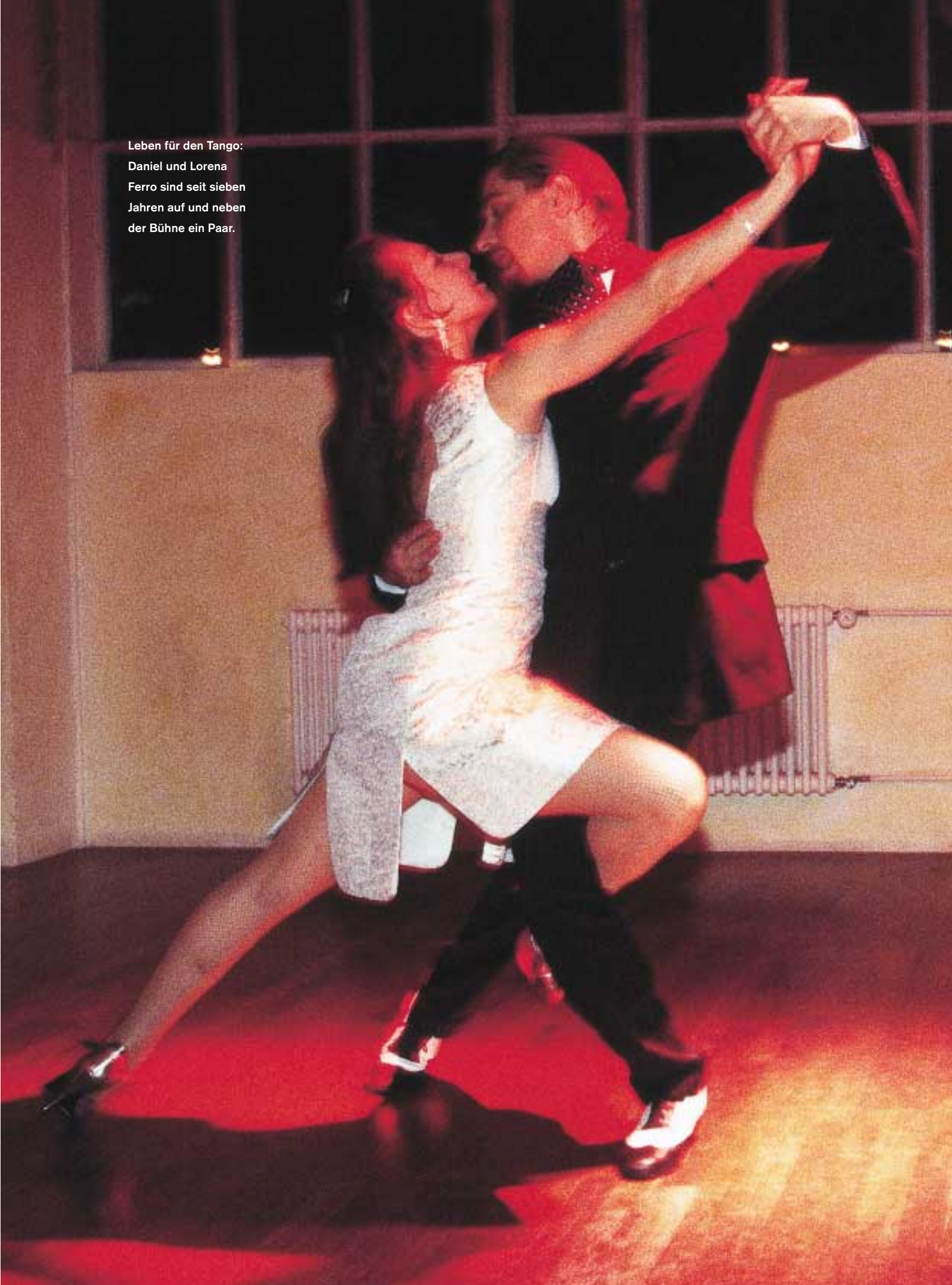
Zu kompliziert, um trendig zu sein

Von einem Boom will Daniel Ferro aber nicht sprechen. «Ein Boom wäre auch schlecht», erklärt er. «Der geht immer steil nach oben und danach ebenso steil wieder nach unten. Bei uns geht es aber seit bald 15 Jahren immer leicht aufwärts.» So habe auch der mehrwöchige Grossanlass «Tango Zürich» im Sommer 1999 für die Tangoschule Zürich wenig gebracht. «Anders als zum Beispiel Salsa ist der Tango zu kompliziert, um einfach ein bisschen mitzutanzten, wenn es gerade in ist», erklärt Ferro. Auch von Buenos Aires zeichnet der Tango-Profi ein ernüchterndes Bild: «Ebenso wenig wie alle Schweizer jodeln können, gibt es nur ganz wenige Argentinier, die Tango tanzen. In Buenos Aires tanzen vielleicht 1000 bis 1500 Leute regelmässig Tango. Im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung sind das weniger als in Zürich.» So seien auch die Milongas mehrheitlich fest in der Hand von Pensionären und Touristen.

In den Sechziger- und Siebzigerjahren wurde in Argentinien nur noch Tango gehört und praktisch nicht mehr getanzt. Es gab auch keine Lehrer mehr. Erst Anfang der Achtzigerjahre erwachte er zu neuem Leben. Nicht zuletzt durch die europäischen Touristen, die den Tango in seiner unmittelbarsten Form erleben wollten. «Es waren die Grossväter, die uns den Tango wieder gelehrt haben», sagt Lorena Ferro. «Unsere Eltern beherrschten ihn nicht mehr.» Die Argentinierin begann 1989 als 15-Jährige mit dem Tango. Sechs Jahre später traf sie an einem Praktikum von Gustavo Naveira ihren späteren Lebenspartner. «Sie war die erste Frau, mit der ich in Argentinien getanzt habe», erinnert sich Ferro. Seither sind sie auf und neben dem Tanzparkett ein Paar.

Was für ihn die anhaltende Faszination am Tango ausmacht, kann Daniel Ferro nicht genau sagen. «Es ist eine Summe von verschiedenen Punkten, die mich

Leben für den Tango:
Daniel und Lorena
Ferro sind seit sieben
Jahren auf und neben
der Bühne ein Paar.



persönlich ansprechen. Dazu gehören die Stimmung, das Ambiente oder auch der kreative Charakter des Tanzes.» Interessant ist eine Gemeinsamkeit, die er im Verlaufe der Jahre unter den Tango-begeisterten ausgemacht hat. Ferro: «Die meisten haben in ihrem Lebenslauf irgend etwas Undefinierbares, Entwurzeltes. Sei es, dass ein Elternteil ausländisch ist oder dass sie als Kind lange im Ausland gelebt haben.»

Zum Tango gehört eine Portion Leid

Für Verena Vaucher, die schon neun Jahre tanzt und unter anderem in St. Gallen die Schule «Tango del Alma» gegründet hat, gehört auch eine Portion erfahrenes Leid oder zumindest eine gewisse Lebenserfahrung dazu. «Bei ganz jungen Schülern sprüht es zwar manchmal geradezu vor Tanzfreude und Talent. Doch das gewisse Etwas fehlt.» So sind auch die meisten Tänzerinnen und Tänzer auf dem Parkett des «Silbando» deutlich über 30 Jahre alt.

Erstaunlich ist, wie der Tango Argentino viele europäische Frauen anzusprechen scheint, die sich selbst als engagiert emanzipiert bezeichnen würden. Schliesslich gilt der Tango als der Macho-Tanz schlechthin. Der Mann gibt die Führung praktisch nie aus den Armen. Nur wenn sich die Tänzerin absolut unterordnet, kann eine Harmonie der Bewegungen entstehen. «Der Tango ist wie eine Insel, wo die Frau in einem geschützten Rahmen die alten geschlechterspezifischen Rollen ausleben kann», sieht Verena Vaucher eine mögliche Erklärung. Gleichzeitig hat sie auch schon die Erfahrung gemacht, dass europäische Tangueros mit ihrer Führungsrolle Mühe haben und der Partnerin Freiheiten zugestehen, die für jeden Argentinier absolut unvorstellbar wären.

Tango-Schnupperkurs

Bulletin bietet interessierten Lesern die Möglichkeit, in einem zweistündigen Schnupperkurs erste Gehversuche im Tango zu machen. Siehe Talon.

WIE DAS BANDONEON ZUM TANGO FAND

Kaum eine Musik ist so geprägt vom Klang eines Instrumentes wie der Tango vom Bandoneon. Das Bandoneon gehört zum Tango wie die Gitarre zum Flamenco. Gleichzeitig ist der Tango fest verknüpft mit Buenos Aires. Er erzählt wehmütige Geschichten aus einer längst vergangenen Zeit in einem fremden Land. Und doch sind uns Europäern die Wurzeln des Bandoneons näher als jedem Argentinier. Kein Bandoneon, das bis heute am Rio de la Plata einen Tango gespielt hat, wurde in Argentinien gebaut. Alle stammen sie aus Deutschland – die meisten aus Carlsfeld im Erzgebirge.

Es war denn auch der deutsche Musiklehrer und Instrumentenverkäufer Heinrich Band, der dem Bandoneon seinen Namen gab. Er selbst erhob aber nie den Anspruch, das Instrument erfunden zu haben. Diese Ehre gebührt vermutlich Carl Friedrich Zimmermann, der Mitte des 18. Jahrhunderts im sächsischen Carlsfeld eine Röhreninstrumenten-Fabrik gegründet hatte. Beim Bandoneon werden die Töne beidseitig mit Knöpfen angestimmt. Dabei konnte die Zusammenstellung und Anordnung der Töne je nach Auftraggeber variieren. Ein System regte Heinrich Band an. Entsprechend erhielt diese Version in einer Wortsynthese von Band und damals noch Akkordion den Namen Bandonion.

Nicht zuletzt wegen der Geschäftstüchtigkeit von Heinrich Band hat sich diese Bezeichnung schliesslich für alle Versionen durchgesetzt. Band verkaufte nicht nur seine gut sichtbar beschrifteten Bandonions, sondern lieferte auch Noten dazu. Zudem bot er Unterrichtsstunden an.

Die Knopftastatur ermöglichte es auch einfachen Leuten ohne Notenkenntnisse, das Bandonion zu spielen. Dadurch wurde es Ende des 19. Jahrhunderts als Klavier des kleinen Mannes immer beliebter. Statt mit Noten wurden die Melodien vielfach mit Systemen aus Symbolen und Zahlen, so genannten «Wäscheleinen», festgehalten. Den Höhepunkt erlebte das Bandonion in den Zwanziger- und Dreissigerjahren. Damals gab es in Deutschland über 800 Bandonionvereine.

Ebenso verklärt und von Mythen umrankt wie die Tangolieder ist die Geschichte, wie das erste Bandoneon um 1870 nach Buenos Aires kam. Nach einer durchzechten Nacht sollen es deutsche Matrosen in einer Hafenkneipe versetzt haben. Noch am selben Abend habe sich ein Gitarrist auf dem neuen Instrument versucht. Für die Geschichte spricht, dass die Argentinier das Bandoneon von Anfang an anders als die Deutschen benutzten. Fast schon anarchisch drangen sie in die Tonwelten des fremden Instruments vor und bezogen es in die Musik der neuen Welt mit ein. Dabei entwickelt das Bandoneon eine eigenständige Klangwelt, in der selbst die technisch bedingten Nachteile des Instruments wie das Fauchen des Luftstroms oder das Klappern der Holzteile eine tragende Rolle bekamen. Bis in die Fünfzigerjahre besingt der Tango vor allem schmalzige Liebesgeschichten oder spielt zum Tanz. Zu einem eigenständigen Konzertereignis wurde er erst mit dem Bandoneonisten Astor Piazzolla. Mit seinem «Tango Nuevo», den er fürs Ohr, und nicht zum Tanzen, spielte, entwickelte er die Musik weiter, vereinte sie mit Elementen des Jazz und der klassischen Musik. Viele Argentinier nahmen Piazzolla den «Tango Nuevo» übel. Sie sahen sich ihrer Jugend beraubt. Und doch brauchte es die Musik von Piazzolla, um den Tango am Leben zu erhalten.



Was immer Sie tun. Wir sind für Sie da.

WINTERTHUR mit CREDIT SUISSE, ein starkes Versicherungs- und Bankteam.

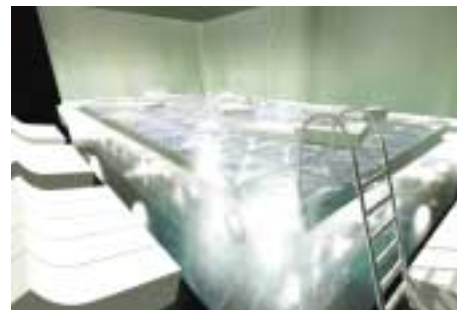
Für alle Fälle, 24 Stunden am Tag und 365 Tage im Jahr. Sie erreichen uns unter Telefon 0800 809 809 oder über www.winterthur.com/ch. Oder direkt bei Ihrem Berater.

winterthur



Die Expo.02 rückt heran. Noch gerade drei Monate bleiben Bauleiterin Christine Elbe, bis das virtuelle Schwimmbad Cyberhelvetia auf der Bieler Arteplage stehen soll.

In Cyberhelvetia treffen
sich die Menschen
am Glaspool. Indem
sie miteinander
kommunizieren,
erzeugen sie Klänge,
Lichtspiele
oder elektronische
Luftblasen.



Auf Surftour im Glaspool

Am Anfang waren die Bytes. Die vor einem Jahr gegründete Internet-Stadt Cy hat weder Kanalisation noch Krankenhaus, dafür bereits über 10 000 Bewohner. Auf der Arteplage in Biel tritt das Expo-Projekt Cyberhelvetia nun in die reale Welt – als Badeanstalt aus Holz, Glas, Licht und Ton. **Andreas Thomann, Redaktion Bulletin Online**

Der eisige Wind unterstreicht den Eindruck von Leere. Mitten auf der Arteplage von Biel, wo schon in wenigen Monaten die Besuchermassen durch die Expo-Wunderwelt strömen werden, klappt an diesem nebligen Januartag noch eine Baulücke. Hier, auf einer Fläche von 20 mal 40 Metern, soll Cyberhelvetia entstehen, der Pavillon der Credit Suisse. Überall auf dem Holzboden sind vereiste Pfützen, ein Vermessungsgerät steht einsam in der Mitte. Fünf Bauarbeiter entladen mit einem Kran die erste Lieferung Holzplatten von einem Lastwagen. Faser-

pelzpulli, Handschuhe und Zigarettenqualm schützen sie vor Nebel und Frost.

«Zur Panik besteht kein Grund. Wenn hier der erste Besucher erscheint, wird alles stehen.» Christine Elbe, Bauleiterin und Mitverantwortliche fürs Konzept, lächelt gerade so viel, wie es die Minustemperaturen zulassen. Den Kopf hat sie gut verpackt in eine südamerikanische Strickmütze, welche bis über die Ohren reicht, darüber trägt sie einen weissen Helm. Wie man mit engen Terminen umgeht, hat die junge Architektin schon an der Expo2000 in Hannover

kennen gelernt, wo sie ebenfalls ein Ausstellungsprojekt betreute. «Dort waren die Bauzeiten noch viel knapper.» Die Leere des Geländes scheint die Bauleiterin erst recht herauszufordern. In gerade zehn Minuten lässt sie die Vision von Cyberhelvetia aus der Arteplage emporsteigen, zwar nur in Worten, doch höchst anschaulich und mit Berliner Akzent.

«Mit dem Namen Cyberhelvetia schaffen wir natürlich riesige Erwartungen. Und was sieht der Besucher zuerst? Einen Pavillon in der Form einer Badeanstalt, ganz aus weiss

gestrichenem Holz. Wir wählen die Form eines geschlossenen Seebads, wie man es nur in der Schweiz antrifft. Der Besucher ist also etwas irritiert, wenn er das Gebäude betritt – der erste Akt im Wechselbad der Gefühle. Er steigt eine kleine Treppe hoch und gelangt in einen langen, schmalen Gang, der mit hellem Licht durchflutet ist. Erst dann dringt er ins Innere der Ausstellung: ein grosser Raum mit bläulichem Licht, gedämpften Tönen. Vieles erinnert auch hier noch an ein Schwimmbad: Es gibt einen Pool, darauf schwimmen



Zweimal eintauchen: Seit einem Jahr können Cybernauten sich in die virtuelle Stadt Cy hinabgleiten lassen und mit andern InCydern wohnen, plaudern und feiern (oben). Ab dem 15. Mai ist Cyberhelvetia auch für real existierende Besucher der Expo.02 offen (rechts). Der Pavillon hat die äussere Form einer Badeanstalt – drinnen schwimmen jedoch Träume und Gedanken.



Leute auf Luftmatratzen, auf dem Kopf tragen sie Sonnenbrillen, und um den Pool kann man auf Sesseln relaxen. Doch der Pool ist aus Glas, durchzogen mit farbigen Lichtstrahlen, die Sonnenbrillen sind kleine Bildschirme, die den Badenden in eine andere Welt entführen, und die Luftmatratzen sind vollbepackt mit Elektronik und werden von den Leuten am Poolrand ferngesteuert.»

Ein Umzug ohne Strapazen

Die Arteplage von Biel ist nicht der einzige Standort von Cyberhelvetia. Die virtuelle Schweiz lagert schon seit über einem Jahr in einem gesicherten Server-Raum der Credit Suisse. Und natürlich auf den

Bildschirmen der über 10 000 Bürger, InCyder genannt, welche in die Internet-Stadt Cy mittlerweile eingezogen sind. Seit gut einem Monat ist auch «periodista» ein InCyder, das virtuelle Abbild des Verfassers. Aus der neuen Welt hat er durchaus Gutes zu berichten. Anders als im realen Leben gibt es bei einem Einzug in Cy weder Papierkrieg noch Möbelschleppen. Die Probleme sind eher intellektueller und metaphysischer Art. Es beginnt beim Namen. Soll es die Lieblingsstadt sein? Das Lieblingsmenü? Oder ein schräges Internet-Kürzel? Die Wahl fällt auf das nicht besonders originelle «periodista», die spanische Version von

Journalist, weil das ja auch dem selbst erteilten Auftrag entspricht: Durch die neue Welt zu schweben und herauszufinden, warum sich Wesen in einer Stadt aus Software niederlassen und wie sie miteinander leben und streiten.

Bis zur vollständigen Einbürgerung fehlen jedoch noch lebenswichtige Klicks, die jeweils die ganze Entscheidungskraft erfordern. Zum Beispiel aus einem Katalog von rund 100 Modellen einen Avatar auswählen und mit einem persönlichen Motto versehen – dieses Elektromonsterchen bildet fortan die äussere Hülle des InCyders. Dann die Behausung. Periodista wurde von einer unsicht-

baren Hand automatisch in einem Haus mit 35 Nachbarn einquartiert. Doch periodista möchte seinen Wohnort selbst bestimmen. Also scrollt er sich durch die Cyglos, bunte Landschaften aus rechteckigen Rastern, deformierten Kreisen, schiefen Kartenhäusern, schrägen Stützen. Mal verdichten sich die Strukturen und vermitteln ein Bild einer bizarren Stadt, um sich alsbald wieder aufzulösen, sodass nur noch eine Fläche übrig bleibt. Wo periodista auch hinkommt, erblickt er Gebilde, die wie zusammengeschraubte, durchlöchernde Trichter aussehen – die Condos, eine immaterielle Variante der Mietskasernen.

Erschöpft von der Reise nistet sich der Neuankömmling im Condo namens «Sorgen-freiLounge» ein. Nachbarn wie «Jazzsound» (Motto: «Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum») bürgen für Niveau und kultivierten Umgang. Jetzt noch ein Privé beziehen, die Wand mit Bildern tapezieren und sich einen Murph – eine Art Butler – zulegen, der ebenfalls mit einem Spruch gefüttert werden will. Geschafft. Und jetzt? «Bling!», in der Instant Message Box wartet schon die erste Nachricht. «Viele orch.ideen grüssen aus dem Wunderland und bye bye belle», lautet die etwas verschrobene Grussbotschaft des InCyders «Bellevue». Es gibt also doch Leben auf diesem Planeten!

Wenig später gehen weitere Botschaften ein. Kaum hier, und schon fünf Freunde gewonnen. Darunter hat es solche mit geradezu existenzialistischen Vorlieben. «Es gibt hier so eine Sekte», schreibt «tramp», «die glauben doch tatsächlich an ein Leben ausserhalb von Cy.» Wo doch jeder wisse, dass die Geschichte von einem Wesen hinter der Tastatur ins Reich der Ammenmärchen gehöre.

Die Felchen aus dem Bielessee sind definitiv echt und schmecken vorzüglich. Grandios – wenn auch schon fast wieder unwirklich – ist auch der Blick auf die Arteplage, der sich dem Gast im Restaurant Beurivage bietet. Mittlerweile hat sich die Sonne durch den Nebel gekämpft und scheint herab auf diesen überdimensionierten Steg und die drei silbern glitzernden Türme, die

mit ihren tollkühnen Formen die Gesetze der Statik auszuhebeln scheinen. Der erhabene Anblick hat die Euphorie des Gegenübers noch gesteigert. Christine Elbe erläutert Detail um Detail das komplizierte Innenleben der Badeanstalt, und wenn die Worte nicht ausreichen, kritzelt sie mit dem Kugelschreiber ihre Ideen auf ein Stück Papier. Die Rede ist von elektronischen Luftblasen, erzeugt von Menschenstimmen, die übers Glas gleiten, von krabbelnden Tierchen aus dem See, die per Lichtstrahl auf eine Hand projiziert werden, von Massagemons-ternen, die über eine Glasfläche fahren und durch Berührung Massagewellen auf einer Luftmatratze auslösen.

Mehr als eine graue Kiste

Am 15. April, exakt einen Monat vor Beginn der Expo, soll alles installiert, verkabelt und programmiert sein. «Dann nutzen wir die Zeit, um die Installation intensiv zu testen», sagt Christine Elbe. Um im nächsten Satz darauf hinzuweisen, dass der eigentliche Test erst dann beginnt, wenn die ersten Besucher hereinströmen. «Cyberhelvetia ist keine Zukunftswelt, keine Hightech-Show. Sie lebt durch die Menschen. Denn der Kontakt zur virtuellen Welt wird immer durch die Menschen bestimmt. Sie stehen im Zentrum. Sie sollen erleben, dass die virtuelle Welt mehr ist, als eine doofe graue Kiste abzubilden vermag. Zum Beispiel kleine Geschichten, die ich einem irrealen Gegenüber erzählen kann, wunderschöne Farben, die ich erzeugen, eine mecha-

nische Bewegung, die ich mit einer leichten Berührung auslöse.»

Nörgler landen auf Blacklist

Die eigene Traumwelt gestalten: Dieses Leitmotiv regiert auch in der Internet-Stadt Cy. InCyder, die sich im Cyberspace verloren haben, können sich zwar an eine Handvoll professioneller Care Taker wenden. Doch deren Auftritt ist so unscheinbar wie möglich. Es gibt nur wenige Regeln, an die man sich in Cy zu halten hat. Wem ein Mitbürger dennoch auf den Wecker geht, der kann ihn auf seine persönliche schwarze Liste setzen. Die Chats sind nicht moderiert. In der CyPress, der offiziellen Internet-Zeitung, kann jeder nach seinem Gusto einen Beitrag veröffentlichen. So liegt es an den InCydern, was sie aus ihrer neuen Welt machen. Oder wie es der InCyder «postoplastic» in seinem Aufruf zur Lage der Nation ausdrückt: «Die InCyder sind verantwortlich, dass hier eine spannende Community entsteht, und deshalb auch, dass eine gute Stimmung herrscht.»

Dass die Community lebt, beweisen die weit über 10 000 InCyder, die sich bereits registrieren liessen. Davon sind zwar viele in einen elektronischen Winterschlaf verfallen. Doch hat sich ein harter Kern gebildet und die Staatsgeschäfte in die

WETTBEWERB:

Machen Sie mit bei der Bulletin-Verlosung und gewinnen Sie 5 x 2 Tagespässe an die Expo.02. Details auf dem beigelegten Talon oder unter www.credit-suisse.ch/bulletin

Hand genommen. Diese Gruppe publiziert Artikel in der CyPress – meist mit einer gehörigen Portion Sprachwitz –, organisiert spezielle Lunch-Chats oder lanciert eine Besiedlungskampagne, um möglichst viele Wesen aus der realen Welt nach Cy zu locken.

Doch was hält sie eigentlich in dieser Stadt ohne Kabelfernsehen, Kanalisation und Krankenhäuser? In vielen Forumsbeiträgen finden sich Antworten auf diese Daseinsfrage: «Die Leute auf Cy sind sehr verschieden, wie im echten Leben. Vom kurzangebundenen Zyniker bis zum unverbesserlichen Optimisten. Vom sabbernden Sexmonster bis zur gemässigten Pazifistin», schreibt «schlappohr». «Hier kann eben noch jeder so sein, wie er gern sein möchte, frei von gesellschaftlichen Zwängen», meint «siipo». Und «piesoplastic» bringt es auf den Nenner: «Cy kann Spass machen! Cy kann ärgern! Sexy sein, langweilig, wie das pralle Leben halt...»

www.credit-suisse.ch/bulletin

Bulletin Online führt Sie in einer Reportage hinter die Kulissen von Cyberhelvetia.

Agenda 2/02

Aus dem Kultur- und Sportengagement der Credit Suisse Financial Services

IMOLA

14. 4. GP San Marino, F1

INTERLAKEN

1.–3. 3. Para Event 2002,

Behindertensport

KUALA LUMPUR

17. 3. GP Malaysia, F1

MELBOURNE

3. 3. GP Australien, F1

SÃO PAULO

31. 3. GP Brasilien, F1

SISSACH

6. 4. Nacht-OL-Schweizermeisterschaft

ZÜRICH

1. 2.–26. 5. William Turner,

Kunsthau

22. 2. Weltmusikwelt: Wopso!

Moods im Schiffbau

7. 3. Weltmusikwelt: Tammorra,

Moods im Schiffbau

9. 3. Dianne Reeves Quintet

& ZKO, Tonhalle

10. 3. Weltmusikwelt: Lila Downs,

Moods im Schiffbau

24. 3. Weltmusikwelt: Yulduz

Usmanova, Moods im Schiffbau

5. 4. Weltmusikwelt: Aziza Mustafa

Zadeh, Moods im Schiffbau

7. 4. Weltmusikwelt: Bonga,

Moods im Schiffbau

13. 4. Abbey Lincoln Quartet,

Tonhalle

13. 4. Dino Saluzzi Group,

Kleine Tonhalle



Hochalpiner Härtetest

Für alle Langlauf-Fans steht fest: Die Woche zwischen dem 3. und dem 10. März ist reserviert für den Langlauf und den Engadin Skimarathon. Bereits zum dritten Mal findet am 3. März der Frauenlauf über 17 Kilometer von Samedan nach S-chanf statt. Zwischen dem 6. und 8. März veranstaltet die Credit Suisse in St. Moritz-Bad Workshops zur Vorbereitung auf den Engadiner Langlauf-Cracks wie Tor Arne Hetland, Bjørn Daehlie oder Johann Mühlegg stehen für Fachfragen Red und Antwort. Auch das restliche Rahmenprogramm hats in sich: Vom 6. bis zum 9. März können sich Langläuferinnen und Langläufer im Credit Suisse Village mit der neusten Ausrüstung eindecken und sich über neue Trends informieren. Am 8. März findet der «Mungga-Lauf» statt, wo Prominente für die Engadiner Skijugend laufen. Der Startschuss zum 34. Engadin Skimarathon fällt am 10. März um 8.40 Uhr in Maloja. (rh)

Frauenlauf 3. 3., Samedan; Mungga-Lauf 8. 3., Sils; 34. Engadin Skimarathon 10. 3., Maloja. Weitere Infos auf www.engadin-skimarathon.ch oder unter 081 850 55 55.

Happy End in Jerusalem

Am 24. März 2002 findet im Luzerner Theater die Premiere von Georg Friedrich Händels Oper «Rinaldo» unter der musikalischen Leitung von Sebastian Rouland statt. Das dreiaktige Werk war die erste Oper im italienischen Stil, die Händel nach seiner Übersiedlung nach England 1710 komponierte. Frei nach Torquato Tassos Epos «La Gerusalemme liberata» wird die abenteuerliche Suche des jungen Ritters Rinaldo nach seiner Geliebten Almirena, der Tochter des Kreuzritters Gottfried von Bouillon, erzählt. Dem jungen Glück stehen die böse Zauberin Armida und Argante, König von Jerusalem und Geliebter Armidas, im Weg. Trotz Kriegswirren kommt es zum Happy End: Die Liebenden finden zueinander, die heidnischen Sarazenen werden zum «rechten» Glauben bekehrt. Neben viel Theaterdonner bietet die Oper herausragende Arien, darunter Rinaldos Lamento «Cara sposa» und Almirenas «Lascia ch'io pianga». (rh)

«Rinaldo», Oper in drei Akten von Georg Friedrich Händel.

Luzerner Theater. Premiere am 24. 3. 02.

Weitere Infos auf www.luzernertheater.ch



«Eisenplatte mit Gummistiefeln», 1995; Roman Signer

Reduktion auf das Wesentliche

«Weniger ist mehr» könnte das Motto der internationalen Gruppenausstellung in der Kunsthalle Bern lauten, die unter dem Titel «Basics» vom 23. März bis zum 28. April 2002 stattfindet. Sie vereint Werke von Künstlerinnen und Künstlern, die in den letzten Jahren in der Kunsthalle ausgestellt haben. Die Reduktion wird als Stilmittel gegen die Überwältigung der Sinne und die Gleichgültigkeit eingesetzt. Reduktion bis an die Schmerzgrenze, frei nach Marcel Duchamps, dem französischen Maler und Dichter? Es werden Werke zu sehen sein, deren Bescheidenheit nicht zu raschem Konsum anregen will, sondern den Besucher zur Auseinandersetzung mit der Kunst und sich selbst animieren soll. (rh)

«Basics», Kunsthalle Bern, 23. 3. bis 28. 4. 2002.

Weitere Infos auf

www.kunsthallebern.ch



IMPRESSUM

Herausgeber Credit Suisse Financial Services, Postfach 2, 8070 Zürich, Telefon 01 333 11 11, Fax 01 332 55 55 **Redaktion** Daniel Huber (dhu) (Leitung), Ruth Hafen (rh), Jacqueline Perregaux (jp), Andreas Schiendorfer (schi) **Bulletin Online:** Andreas Thomann (ath), Martina Bosshard (mb), Michèle Luderer (ml), René Maier (rm), Michael Schmid (ms), Najad Erdmann (ne) (Volontärin) **Redaktionssekretariat:** Sandra Haeberli, Telefon 01 333 73 94, Fax 01 333 64 04, E-Mail-Adresse: bulletin@credit-suisse.ch, Internet: www.bulletin.credit-suisse.ch **Gestaltung** www.arnolddesign.ch: Urs Arnold, Adrian Goepel, Karin Bolliger, Alice Kälin, Andrea Bruschweiler, Benno Delvai, James Drew, Annegret Jucker, Muriel Lässer, Isabel Welter, Bea Freihofer-Neresheimer (Assistenz) **Inserate** Yvonne Philipp, Strasshus, 8820 Wädenswil, Telefon 01 683 15 90, Fax 01 683 15 91, E-Mail yvonne.philipp@bluewin.ch **Litho/Druck** NZZ Fretz AG / Zollikofer AG **Redaktionskommission** Othmar Cueni (Head Affluent Clients Credit Suisse Basel) Andreas Hildenbrand (Head Corporate Communications Credit Suisse Financial Services), Peter Kern (Head Marketing Credit Suisse Private Banking Switzerland), Eva-Maria Jonen (Customer Relation Services, Marketing Winterthur Life & Pensions), Christian Pfister (Head External Communications Credit Suisse Financial Services), Fritz Stahel (Credit Suisse Economic Research & Consulting), Burkhard Varnholt (Head Financial Products), Christian Vonesch (Head Private Clients Credit Suisse Banking Zurich), Roland Schmid (Head Private Clients Offers, e-Solutions) **Erscheint im 108. Jahrgang** (6x pro Jahr in deutscher, französischer und italienischer Sprache). **Nachdruck** gestattet mit dem Hinweis «Aus dem Bulletin der Credit Suisse Financial Services». **Adressänderungen** bitte schriftlich und unter Beilage des Original-Zustellcouverts an Ihre Credit Suisse-Geschäftsstelle oder an: Credit Suisse, KISF 14, Postfach 600, 8070 Zürich



Europaweit
willkommen sein.


Und was ist Ihr Ziel?

Mit dem **Privatkonto euro** profitieren Sie doppelt:

Kostenlose Kontoführung und attraktiver Zins.

Informationen unter **0800 800 871** oder auf www.credit-suisse.ch/eurokonto



A portrait of a man in clerical attire, identified as Abt Martin. He is wearing a black cassock with a white clerical collar and a long silver chain with a cross pendant. He has short dark hair and wears glasses. He is standing in front of a window with a diamond-patterned leaded glass. The lighting is soft, coming from the right.

Abt Martin nutzt viele Kanäle,
um mit seinen Mitmenschen
ins Gespräch zu kommen.
Als «mönch» besucht er regel-
mässig einen Chatroom.

«Wir müssen neue
Formen der Begegnung
mit der Kirche schaffen»

Mitte Dezember 2001 wurde Martin Werlen zum neuen Abt des Klosters Einsiedeln geweiht. Sein Wahlspruch «Höre, und du wirst ankommen» steht im Zentrum seines Denkens und Handelns. **Interview: Jacqueline Perregaux, Redaktion Bulletin**

JACQUELINE PERREGAUX Abt Martin, seit ziemlich genau zwei Monaten stehen Sie dem Kloster Einsiedeln als Abt vor. Wie haben Sie diese Zeit erlebt?

ABT MARTIN Es war eine sehr intensive Zeit, denn in diesen ersten beiden Monaten standen viele Entscheide in der Personalpolitik an. Ich habe meinen Stellvertreter, den Subprior und andere Verantwortliche ernannt sowie Räte neu gebildet, die mir in bestimmten Fragen zur Seite stehen.

J.P. Nach der Wahl zogen Sie sich ein paar Tage in die Stille zurück, um sich auf Ihre neue Aufgabe vorzubereiten. Wozu möchten Sie Ihre zwölf Jahre als Abt nutzen?

A.M. Ich habe das in meinem Wahlspruch, «Höre, und du wirst ankommen», zum Ausdruck gebracht. Hören heisst für mich aber nicht, immer das zu tun, was andere wollen, sondern genau zuhören, sodass sich ein möglichst breites Feld von Ansichten ergibt.

J.P. Wem wollen Sie besonders gut zuhören?

A.M. Letztlich geht es um das Hören auf Gott. Das tue ich beim Gebet, beim Lesen in der Heiligen Schrift, beim Gespräch mit den Mitmenschen, denen ich begegne, gerade jetzt auch beim Lesen vieler Briefe, die ich erhalte. Ich versuche, hörend zu sein, herauszufinden, was Gott von mir will.

J.P. Der zweite Teil Ihres Wahlspruches bezieht sich aufs Ankommen. Wissen Sie schon, wo Sie ankommen wollen?

A.M. Dieser Wahlspruch ist ein Zitat aus der Benediktsregel, nämlich das erste und letzte Wort daraus. Für Benedikt ist ganz klar, dass dieses Ankommen ein Ankommen bei Gott ist, mit anderen Worten, die volle Gemeinschaft mit Gott. In dem Mass, in dem ein Mensch auf Gott hört, ist er schon in dieser Gemeinschaft.

J.P. Worauf freuen Sie sich in Ihrer Rolle als Führungspersönlichkeit?

A.M. Ich freue mich im Moment sehr darauf, Herausforderungen anzugehen, auch solche, bei denen noch nicht absehbar ist, wie sie sich entwickeln. Was mich gerade in den letzten zwei Monaten gefreut hat, ist das riesige Interesse, das die Menschen in der ganzen Schweiz und sogar darüber hinaus an Einsiedeln zeigen.

J.P. Politiker stellen nach ihrer Wahl jeweils ein Regierungsprogramm zusammen, Manager erarbeiten Businesspläne. Was macht der neue Abt von Einsiedeln?

A.M. Für mich hat die Stärkung der Gemeinschaft in den nächsten Jahren Priorität. Sie soll an Ausstrahlung gewinnen können, und sie soll auf die grossen Erwartungen und das Interesse, das Einsiedeln entgegengebracht wird, eine Antwort geben können. Vielleicht müssen wir dazu traditionelle Wege, etwa bei der Pilgerseelsorge, verlassen und dafür Neues wagen.

J.P. Heisst das, Sie möchten breitere Gruppen ansprechen, gerade auch solche, denen die traditionelle Seelsorge nicht zusagt?

A.M. Ich möchte das mit einem Bild erklären, das Jesus selber braucht: Wenn der Hirte ein Schaf verliert, lässt er die ganze übrige Herde stehen und sucht dieses eine Schaf. Dieser Gedankenansatz ist der Kirche in letzter Zeit leider stark verloren gegangen. Wir sind vor allem für diejenigen da, die sowieso in die Kirche kommen, auf die anderen machen wir aber kaum einen Schritt zu. Die zahlreichen Briefe, die ich nach meiner Wahl erhalten habe, zeigen aber deutlich, dass auch diese Menschen von der Kirche und von Einsiedeln im Speziellen sehr viel erwarten und sich nach Antworten sehnen. Deshalb bin ich der Ansicht, dass wir in diesem Bereich unbedingt neue Wege gehen sollten.

J.P. Ist diese Sehnsucht ein zeitgenössisches Phänomen? Wenden sich die Menschen wieder vermehrt dem Spirituellen zu?

A.M. Ich glaube nicht, dass die Ereignisse des letzten Herbstes für das Interesse am Spirituellen entscheidend waren. Schon seit ungefähr zehn Jahren ist das Suchen nach Spiritualität offensichtlich. Die Esoterik-Bewegung ist ein Zeichen dafür. Allerdings sind viele von dieser Art der Spiritualität enttäuscht, weil sie merken, dass sie nicht tief genug reicht. Hier können wir einen Erfahrungsschatz weitergeben, der seit 1500 Jahren trägt und in dem vieles enthalten ist, was die Menschen heute suchen.

J.P. Die Wahl zum Abt verändert Ihren Aufgabenbereich wesentlich. Zwingt Sie dies vermehrt zu einem «Managerdasein»?

A.M. Für mich ist es ganz wichtig, dass ich nicht zum Manager werde. Das ist keine Abwertung der Managertätigkeit, aber als Abt ist es meine primäre Aufgabe, Seelsorger zu sein für die Gemeinschaft und für die Menschen, die uns anvertraut sind.

J.P. Sie wehren sich gegen den Ausdruck «Blitzkarriere» im Zusammenhang mit Ihrer Wahl zum Abt. In welchem Licht sehen Sie Ihre Zeit seit dem Eintritt ins Kloster?

A.M. Ich trat ins Kloster ein, um Mönch zu werden. In all den Jahren hatte ich viele verschiedene Aufgaben, vom Studenten über den Novizenmeister bis zum Internatsleiter. Alle diese Aufgaben nahm ich als Mönch wahr. Und ich sehe mich auch weiterhin als Mönch, nur erfülle ich jetzt die Aufgabe des Abts.

J.P. Bleibt bei den vielen Aufgaben im Kloster neben dem «labora» auch noch genügend Ruhe fürs «ora»?

A.M. Ich habe Mühe mit dem Spruch «ora et labora» (bete und arbeite), denn er fasst das benediktinische Leben sehr schlecht zusammen. Für Benedikt ist das gesamte Leben Gebet und damit ein Leben in Gemeinschaft mit Gott. Ob ich in der Kirche bin, einen Brief schreibe oder ein Mitarbeitergespräch führe, alles soll in Ge-



Abt Martin, Kloster Einsiedeln

«Die Kirche in der Schweiz sollte Bedingungen schaffen, um die Menschen mit ihren Sehnsüchten hören zu können.»

meinschaft mit Gott geschehen. Auf einer grafischen Darstellung sollte also das «ora» über allem stehen, «labora» wäre dann einfach ein Unteraspekt davon, gleichberechtigt mit Lesung, Meditation oder Gesprächen. Die Devise «ora et labora» für das benediktinische Leben wurde übrigens erst Ende des 19. Jahrhunderts aufgestellt und ist typisch für die Zeit der Industrialisierung, in der die Arbeit an sich enorm an Bedeutung gewann.

J.P. Abt zu sein ist kein «nine-to-five»-Job. Wo holen Sie sich Ihre Impulse?

A.M. Die Impulse kommen, wie Benedikt schon sagt, aus dem Zuhören, der Heiligen Schrift, der Stille, dem Gebet, aus Begegnungen mit Mitbrüdern und Mitschwestern, Gästen und Kritikern. Für mich ist entscheidend, dass ich mir Zeit reserviere, um bewusst in mich hineinzuhören. Es muss ja nicht viel sein, fünf Minuten pro Tag, in denen ich ganz bewusst zur Ruhe komme, damit ich wieder hören kann.

J.P. Das Klosterleben hat viele Berührungspunkte mit dem Leben ausserhalb der Klostermauern. Wo können die zwei Lebensformen voneinander lernen?

A.M. Ich denke schon, dass das Kloster einen Impuls nach aussen geben kann. Allein durch unseren Lebensstil, ohne predigen zu müssen, sind wir ein Zeichen dafür, wie wichtig es ist, zuzuhören, sich Zeit zu nehmen für die Stille und das Hören auf Gott. Die Grundhaltung, die Benedikt für den Mönch vorsieht, ist auch eine Grundhaltung für jeden Christen, nämlich in der Gegenwart Got-

tes zu leben und alles aus dieser Haltung heraus zu tun versuchen.

J.P. Als Abt sind Sie auch Mitglied der Schweizerischen Bischofskonferenz. Wo sehen Sie die dringendsten «Leader»-Aufgaben dieses Gremiums?

A.M. Für mich sind es dieselben, die ich auch für das Kloster als Hauptaufgaben sehe: Zuhören, die Situation und ihre Probleme erkennen und entsprechende Entscheide treffen. Ein Beispiel: In den letzten 30 Jahren sind wir der Problematik um Kirchenaustritte oder schlecht besuchte Gottesdienste mit einer Machermentalität begegnet. Wir boten mehr und attraktivere Gottesdienste an. Das hat aber das Problem nicht behoben. Jetzt muss die Erkenntnis folgen, dass wir diesem Phänomen mit einer ganz anderen Haltung begegnen müssen. Das Bedürfnis der Menschen nach Stille und die Sehnsucht nach religiöser Erfahrung ist vorhanden; bloss haben wir sie zum Teil einfach übersehen. Wir stehen da und wundern uns, dass unsere Angebote nicht angenommen werden, aber wir sind überhaupt nicht da, wo die Menschen ihre Sehnsüchte haben. Die Kirche in der Schweiz sollte vom Machen wegkommen und stattdessen Bedingungen schaffen, um die Menschen mit ihren Sehnsüchten hören zu können.

J.P. Ist es nicht schwierig, diese Leute zu erreichen?

A.M. Nein, das glaube ich nicht. Der Bischof von Limburg hat schon vor mehr als zehn Jahren etwas gesagt, was mich sehr beeindruckt: Wir beklagen uns, dass die Leute nicht in die Kirche kommen.

Wenn man aber an einem Sonntagnachmittag in den Dom von Limburg geht, ist er voller Leute, nur wir sind nicht da. Wir können doch nicht erwarten, dass die Leute in die Kirche kommen, wenn wir da sind, sondern umgekehrt: Wir müssen in die Kirche gehen, wenn die Leute dort sind. Das erfordert natürlich ein Umdenken; neue Formen der Begegnung mit der Kirche sind gefragt. Wir haben ein Tonband, das die Klosterkirche Einsiedeln erklärt. Interessant ist, dass sich die Leute hinsetzen und sich Zeit nehmen, um sich das Band anzuhören. Sie sind ganz offensichtlich bereit, etwas zu empfangen.

J.P. Das Internet bietet sich für die Kirche als neue Form der Begegnung an. Sie sind ein regelmässiger User. Gehört das zu Ihrer seelsorgerischen «Kundenfreundlichkeit»?

A.M. Als «mönch» gehe ich etwa zweimal wöchentlich in einen Chatroom. Ich empfinde es als schöne Erfahrung, auch hier mit Menschen ins Gespräch zu kommen. Oft sind es sehr religiöse Gespräche. Ich stelle dabei immer wieder fest, dass junge Menschen gegenüber Religion überhaupt nicht verschlossen sind, sondern reges Interesse daran zeigen. Der Papst hat kürzlich dazu aufgerufen, das Internet in der Kirche vermehrt einzubeziehen. Ich sehe das genau so: Wir sollten die Mittel, die uns zur Verfügung stehen, ausschöpfen.

J.P. Wie sehen Sie angesichts dieser vielen Herausforderungen die Zukunft des Klosters Einsiedeln?

A.M. Ich wünsche mir, dass die Gemeinschaft gestärkt wird, dass wir an Ausstrahlung gewinnen und so jungen Menschen, die auf der Suche sind, einen überzeugenden Lebensstil zeigen können. Ich hoffe und bin auch zuversichtlich, dass wir in den nächsten Jahren einen neuen Schritt wagen, um auf den Menschen von heute zuzugehen und ihn an Orte, wie Einsiedeln einer ist, einladen zu können.

EIN WALLISER BENEDIKTINER WIRD ABT VON EINSIEDELN

Mit 39 Jahren wurde Pater Martin Werlen am 10. November 2001 zum neuen Abt von Einsiedeln gewählt. Die Abtsweihe erfolgte am 16. Dezember. Er ist der erste Walliser im Amt des Abtes und gleichzeitig einer der jüngsten der bisher 58 Vorsteher der Klostersgemeinschaft. Sein Amt ist auf zwölf Jahre beschränkt.



Raum für kultiviertes Private Banking

Treten Sie ein und entdecken Sie eine Privatbank, die ihre bald 250-jährige Tradition täglich neu belebt. Mit einem dynamischen Verständnis des klassischen Private Banking, nahe am Kunden, nahe am Markt. Erleben Sie persönlich, wie wir Ihre Ansprüche in eine nachhaltige Performance umsetzen. Mit innovativem Denken, kreativem Handeln und individueller Beratung. Wir laden Sie ein zum ersten Schritt in einen **Raum für kultiviertes Private Banking**.

Bank Leu



Bank Leu AG, Bahnhofstrasse 32, CH-8022 Zürich
Telefon +41 1 219 11 11, www.leu.com

Zürich, Genf, Interlaken, Basel, Bahamas, Buenos Aires, São Paulo

ZEIT FÜR GEFÜHLE




GÜBELIN
JUWELEN • UHREN

LUZERN ZÜRICH GENÈVE LUGANO BERN ST. MORITZ BASEL GRINDELWALD


PATEK PHILIPPE
GENÈVE


PARMIGIANI
FLEURIER


Breguet
Depuis 1775

Glashütte
ORIGINAL

AP
AUDEMARS PIGUET
Le maître de l'horlogerie depuis 1875


JAEGER LECOULTRE


OMEGA